Das Täubchen.

Das verlorne Kind.

Zwei Erzählungen

für

Kinder und Kinderfreunde.

Von dem

Verfasser der Ostereier.

Neue illustrirte Originalauflage.

Mit Stahlstichen und feinen Holzschnittbildern.

Regensburg.

Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.



Das Täubchen.

Eigenthum u. Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

Das Täubchen.

Das verlorne Kind.

Zwei Erzählungen
für
Kinder und Kinderfreunde.

Von
dem Verfasser der Ostereier.



Neue illustrirte Originalauflage.

Mit Stahlstich und feinen Holzschnittbildern.

Regensburg.
Druck und Verlag von G. Joseph Manz.
1864.



Eigenthum u. Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

Das Täubchen.

Das verlorne Kind.

Zwei Erzählungen

für

Kinder und Kinderfreunde.

Von

dem Verfasser der Ostereier.



Neue illustrirte Originalauflage.

Mit Stahlstich und feinen Holzschnittbildern.

Regensburg.

Druck und Verlag von G. Joseph Manz.

1864.

Das Täubchen.

I.

Auf dem alten Bergschlosse Falkenburg lebte vor mehrern Jahrhunderten der tapfere Ritter Theobald mit seiner frommen Gemahlin Othilia. Der Ritter war eben so edelmüthig als tapfer. Alle Bedrängte weit umher im Lande nahm er in seinen mächtigen Schutz, und verlangte dafür nicht einmal einen Dank. Das Vergnügen, Menschen zu beglücken, war ihm schon Lohnes genug. Frau Othilia spendete reichliche Gaben unter die Nothleidenden aus. Sie besuchte die Kranken in den Hütten der benachbarten Thäler, und ihr Schloß war der sichere Zufluchtsort aller Armen, die nur immer einer Hilfe werth waren. Auch Agnes,

die einzige Tochter dieser trefflichen Eltern, ein Fräulein von etwa acht Jahren, war die lautere



Güte und Freundlichkeit gegen die Menschen. Sie kannte keine größere Freude, als andern Freude zu machen. Aeltern und Tochter wurden allgemein verehrt, und wer nur den hohen Thurm der Falkenburg von Ferne erblickte, segnete in seinem Herzen die edlen Menschen, die hier wohnten und Gutes thaten. Wirklich ruhte auch der Segen Gottes recht sichtbar über Theobald, Othilia und Agnes. So viel sie hergaben und austheilten, so hatten sie doch nie Mangel. Sie gehörten unter die wohlhabendsten adeligen Familien im Lande.

Einmal an einem schönen, heitern Sommertage gingen Frau Othilia und Fräulein Agnes nach Tische durch das kleine Pförtchen in der Mauer des Schloßhofes, die vielen steinernen Staffeln hinab in den Garten, der sich am Ab-

hange des Berges befand. Sie bemerkten mit Freude, wie hier der bläulich grüne Kohl so schön stand, und dort die zarten Rosenknospen sich öffneten; wie da die Bohnen hoch empor rankten, und dort die Kirschen bereits hellroth zwischen den dunkelgrünen Blättern hervorglänzten. Sie standen eine Weile bei dem Springbrunnen in Mitte des Gartens still, und ergötzten sich an dem Spiele des Wassers, das im Glanze der Sonne hell wie Krystall emporsprang, und in tausend Tropfen von allen Farben des Regenbogens wieder herab fiel. Hierauf setzten sie sich in eine schattige Reblaube von zierlichem Gitterwerke, und arbeiteten mit vereintem Fleiß an einem Kleide für eine arme Waise. Alles im Garten war still und ruhig; nur eine Grasmücke sang auf dem Gipfel eines nahen Baumes von Zeit zu Zeit ungemein lieblich, und von dem Springbrunnen her tönte unausgesetzt das angenehme Plättschern des Wassers.

Da kam Etwas, so plötzlich, daß sie gar nicht sehen konnten, was es war — in die Laube herein geflogen. Beide blickten erschrocken auf.

Augenblicks kam ein großer Vogel nachgeschossen — und schwebte mit weit ausgebreiteten Flügeln am Eingange der Laube. Da er aber Leute sah, flog er eben so schnell wieder davon. Agnes saß so schüchtern da, daß sie sich nicht umzusehen getraute, was das wohl sein möge, das so geschwind in die Laube herein geflogen war. Allein die Mutter sagte lächelnd: „Fürchte dich nicht! Es ist wohl nichts, als irgend ein Vögelein, das sich vor dem Stoßvogel flüchtete.“ Sie sah nach, und rief: „Ei sieh doch, ein schneeweißes Täublein! Es hat sich in seiner Angst da gerade hinter dir versteckt.“ Sie nahm es, blickte Agnes forschend an, und sagte: „Auf den Abend will ich dir das Täublein braten.“

„Braten?“ rief Agnes erstaunt, und griff mit beiden Händen nach dem Täubchen, als wollte sie es dem angedrohten Tode entreißen. „Nein, liebe Mutter,“ sagte sie, „das war nicht dein Ernst! Das arme Thierchen hat seine Zuflucht zu mir genommen — wie könnte ich es tödten? O sieh doch, wie schön es ist! In der That, es

ist so weiß wie Schnee, und seine Füßchen — sieh nur — sind so schön roth wie Korallen. Ach sieh, wie ihm noch das Herz schlägt! Es blickt mich mit seinen unschuldigen Aeuglein so flehentlich an, als wollte es sagen: Thue mir nichts. — Nein, liebes Thierchen, ich thue dir nichts zu Leid. Du sollst dich nicht umsonst zu mir geflüchtet haben. Du sollst es gut bei mir haben."

„Recht," liebes Kind, sagte die Mutter freundlich. „Du hast meinen Sinn getroffen. Ich wollte dich nur prüfen. Bring das Täublein auf dein Zimmer und versorge es mit Futter. Die Unglücklichen, die ihre Zuflucht zu uns nehmen, dürfen wir nicht verstoßen. Wir müssen gegen alle Nothleidenden mitleidig, und auch gegen die Thiere barmherzig sein."

Die Mutter ließ ein kleines, artiges Taubenhaus mit rothem Dache und grünen Gitterstäben machen. Agnes stellte es in eine Ecke ihres Zimmers und wies es dem Täubchen zur Wohnung an. Sie gab ihm täglich reichliches

Futter nebst frischem Wasser, und versah es von Zeit zu Zeit mit reinem Sande. Das Täubchen gewöhnte sich bald an Agnes und wurde ungemein zutraulich und heimisch. Sobald Agnes die Thüre des niedlichen Käfigs öffnete, flog das Täubchen heraus und pickte ihr die Körnlein, die sie ihm vorhielt, aus der Hand. Sie brauchte auch das Häuschen nicht mehr zu verschließen. Das Täubchen hielt sich schon selbst gern darin auf.

Wenn der Morgen anbrach und Agnes noch schlief, da kam das Täubchen auf ihr Kopfkissen geflogen, weckte sie, und ließ ihr keine Ruhe mehr, bis sie aufstand und es fütterte. Agnes beklagte sich bei ihrer Mutter darüber, und sagte: „Ich weiß aber schon, was ich thue, damit es mich nicht mehr im Schlafe störe. Ich werde künftig das Thürchen des Käfigs alle Abende fleißig verriegeln, damit es Morgens nicht heraus kann.“ „Nicht doch!“ sagte die Mutter. „Lerne vielmehr von dem Täublein früh aufstehen. Früh aufstehen ist gesund, und macht einen fröhlichen Sinn. Oder müßtest du dich denn nicht schämen, wenn du träger

wärest als eine Taube?“ So gewöhnte sich Agnes an das frühe Aufstehen.

Einmal saß Agnes an dem offenen Fenster und nähte. Das Täubchen pickte zu ihren Füßen einige Brosamen auf. Allein plötzlich flog es zum Fenster hinaus, und setzte sich auf das nächste Dach. Agnes erschrack und that einen lauten Schrei; die Mutter kam und fragte, was es gebe. „Ach mein Täublein!“ sagte Agnes, und zeigte weinend auf das Dach, wo das Täubchen saß, und sich sonnte. „Locke ihm einmal!“ sagte die Mutter. Agnes thats — und augenblicklich flog das Täubchen wieder herab, und setzte sich ihr auf die ausgestreckte Hand. Agnes war über diese Folgsamkeit entzückt. Die Mutter aber sagte: „Sei du gegen mich auch immer so folgsam, wie das Täublein gegen dich; dann werde ich noch eine größere Freude haben, als du jetzt empfindest. Nicht wahr, diese Freude machst du mir?“ Agnes versprach es — und hielt Wort. Sie wurde das folgsamste Mädchen.

Eines Tages hatte Agnes im Garten die Kräuter und Blumen begossen. Müde von der

Arbeit setzt sie sich zu ihrer Mutter auf die grüne Bank nächst dem Springbrunnen. Das Täubchen, das jetzt so zahm war, daß Agnes es überall frei herumfliegen ließ, kam herbeigeflogen, an dem Brunnen zu trinken. „Sieh nur, Mutter," sagte Agnes, „wie vorsichtig es von einem bemoosten Steine zum andern tritt! Wie sorgfältig es sich vor dem Schlamme zwischen den Steinen in Acht nimmt! Wie reinlich das Thierchen ist! Die weiße Farbe ist am schwersten rein zu bewahren — und doch sieht man nie das geringste Fleckchen an den blendend weißen Federn des achtsamen Thierchens." „Und wie unachtsam Agnes bisweilen ist!" sagte die Mutter, und zeigte auf das lange weiße Kleid des Fräuleins. Agnes hatte, als sie am Springbrunnen mit der Gießkanne Wasser schöpfte, ihr Kleid nicht genug in Acht genommen. Sie erröthete und von nun an glich ihr weißes Kleid immer dem reinen neugefallenen Schnee.

Agnes hatte einst mit ihrer Mutter eine kleine Reise gemacht, auf der sie sehr viele Freuden genoß. Als sie Abends zurück kam, flog das Täub-

chen ihr sogleich entgegen, und zeigte eine sichtbare Freude über ihre Zurückkunft. „Es hat den ganzen Tag um Euch getrauert,“ sagte die Magd, „und Euch überall gesucht. Ich muß mich wundern, daß ein Thierchen, das doch keine Vernunft hat, seine Wohlthäterin erkenne, und ihr so ergeben sei.“ „Es ist wahr,“ sagte Agnes, „für die wenigen Körnlein, die ich ihm täglich streue, könnte es nicht dankbarer sein.“ „Bist du aber,“ sprach die Mutter, „auch immer so dankbar? — Sieh, du hast heute so viele Freuden genossen! Hast du Gott auch schon dafür gedankt? Laß dich doch nicht von einem Thierchen beschämen.“ Agnes hatte dießmal noch nicht daran gedacht, Gott zu danken. Von nun an ging sie aber nie mehr zur Ruhe, bevor sie Gott für die Freuden und Wohlthaten des Tages ihren innigsten Dank dargebracht hatte.

„Du liebes Thierchen,“ sagte einst Agnes, früh Morgens an ihrem Arbeitstischchen sitzend, zu ihrer Taube, die an dem Rande des Tischchens saß, und mit den klaren, schuldlosen Augen freundlich

zu ihr aufblickte. Ich habe nun von dir schon Manches gelernt, und bin dir vielen Dank schuldig." Die Mutter sagte: „Das Schönste, was du von ihr lernen kannst, ist doch noch übrig. Sieh, die reine weiße Taube ist ein liebliches Bild der Unschuld. Sie ist ohne Falsch, ohne Trug und Verstellung, rein von Arglist, ungekünstelt und ohne alle Ziererei. Unser göttlicher Erlöser drückte dieses Alles mit einem einzigen Worte aus, indem Er sprach: Seid einfältig wie die Tauben. O möchte diese edle Einfalt immer dir eigen sein! Möchten Trug und Verstellung und alles Böse immer fern von dir bleiben. Gott gebe, daß man von dir sagen könne: Agnes ist schuldlos und ohne Falsch, wie eine Taube." Wirklich konnte man dieses auch mit Wahrheit von ihr sagen.



II.

Einmal war Ritter Theobald von einem Zuge gegen eine zahlreiche Räuberbande zurück gekommen, die das ganze Land in Schrecken gesetzt hatte. Vergnügt und fröhlich über den glücklich vollbrachten Zug saß er nun Abends bei einem Becher Wein, und erzählte, wie er mehrere Räuber eingefangen und den Gerichten überliefert, die übrigen aber zersprengt habe, so, daß nun wieder Ruhe und Sicherheit im Lande sei. Die Erzählung währte etwas lange. Othilia und Agnes hatten daher ihre zierlichen Spinnrädchen herbei geholt, spannen sehr emsig, und hörten ihm aufmerksam zu. Es wurde ziemlich spät, und das angezündete Licht brannte bereits auf dem Tische. Da trat eine ansehnliche, schöne Frau in schwarzer Kleidung und mit blassen Wangen in das Zimmer, und führte ein kleines Fräulein, das auch schwarz gekleidet war, an der Hand. Der Ritter, Othilia und Agnes standen auf, die fremde Frau, die sie nicht kannten, zu begrüßen.

Die Frau aber sprach unter vielen Thränen: „Gott grüße Euch, sehr edler Ritter! Obwohl ich Euch noch nie von Angesicht gesehen habe, so nehme ich dennoch meine Zuflucht zu Euch. Ich bin Rosalinde von Hohenburg, und dieses Kind ist meine Tochter Emma. Ihr wißt nun vielleicht, wie mich Gott heimgesucht hat. Mein seliger Mann, der gute Adalrich, Gott tröste ihn, ist an seinen Wunden gestorben, die er in der großen Schlacht des vergangenen Jahres erhielt. O wie vieles habe ich an ihm verloren! Er war ein sehr edler Mann, ein guter, liebevoller Gatte, der beste Vater! Doch Ihr habt ihn ja selbst gekannt. Er war übrigens zu wohlthätig gegen alle Dürftige, um uns Schätze zu hinterlassen; er hinterlegte uns dafür einen Schatz im Himmel. Jetzt will man uns aber auch noch dasjenige nehmen, was wir zu unserm Lebensunterhalte nothwendig haben. Meine Nachbarn, zwei habsüchtige Ritter, bedrängen mich sehr. Der Eine will, unter allerlei Vorwänden, meine schönen reichen Kornfelder und Wiesen, bis unten an die Mauern des Schlosses, an sich reißen. Der An=

dere möchte gern die ansehnlichen Waldungen zur andern Seite des Schlosses sich zueignen. Beide Ritter sind gegen mich ganz verändert. Die Habsucht, die so viel Böses auf Erden anrichtet, hat sie aus Freunden meines Mannes zu meinen Feinden gemacht. Mein seliger Adalrich sah das wohl voraus. Sterbend nannte er mir noch Euren Namen. Vertrau' auf Gott, sagte er, und auf Ritter Theobald, so wird dir kein Feind auch nur ein Haar krümmen. Erfüllt nun dieses Wort des Sterbenden. Ach, was sollte ich anfangen, wenn ich so um alle meine Güter käme, und mir nichts übrig bliebe, als die Schloßmauern! Von diesen Steinen könnte ich mit meiner Emma hier nicht leben. Solltet Ihr — was Gott verhüten wolle — auch einmal das Schicksal meines Mannes haben, und sollten Eure Frau und das liebe Kind hier in eine ähnliche Noth kommen, wie ich — so werden sie dann auch einen Arm finden, der sie rettet."

Die kleine Emma, die mit Agnes ungefähr von gleichem Alter war, näherte sich nun auch

dem Ritter und sagte weinend: „Edler Mann! Seid mein Vater und verstoßt mich nicht!“

Ritter Theobald stand ernst da, hielt nach seiner Art mit der Hand das Kinn, und blickte schweigend zur Erde. Agnes weinte und sagte: „Lieber Vater, erbarme dich ihrer! Sieh, als mein Täublein von dem Raubvogel verfolgt wurde und seine Zuflucht zu mir nahm, sagte die Mutter: Die Unglücklichen, die ihre Zuflucht zu uns nehmen, sollen wir nicht verstoßen. Sie freute sich, daß ich mit dem armen Thierchen Mitleid hatte. Und dieses liebe Fräulein und ihre Mutter verdienen ja doch mehr Mitleid und Erbarmen, als eine Taube. Errette sie aus den Klauen dieser bösen Ritter, die den Raubvögeln gleichen.“

Der Ritter antwortete gerührt: „Wohl, liebe Agnes, mit Gottes Beistand werde ich ihnen helfen. Mein Stillschweigen war nicht Hartherzigkeit; ich überlegte nur, wie ich die edle Mutter und das gute Kind retten könne.“ Der Ritter holte für die Frau einen Sessel, und Agnes rückte einen für Emma herbei. Sie setzen sich.

Frau Othilia aber ging, wegen der unerwarteten Gäste eine etwas reichlichere Abendmahlzeit zu bereiten. Denn damals war es Sitte, daß die Rittersfrauen selbst die Küche besorgten.

Ritter Theobald erkundigte sich nun genau nach den Ursachen, aus denen die zwei Ritter so große Forderungen machten, und sagte am Ende: „Nun gut! So viel ich sehe, habt Ihr vollkommen Recht. Morgen mit Anbruch des Tages will ich mich, von einigen Reitern begleitet, aufmachen, um erst den Weg der Güte zu versuchen. Bleibt mit Eurer Tochter hier, bis ich zurück komme; so könnet ihr die guten Nachrichten, die ich Euch zu bringen hoffe, gleich selbst mit nach Hause nehmen.“ Indessen wurde das Essen fertig. Sie aßen zusammen fröhlich auf die Nacht, und am folgenden Morgen setzte sich Ritter Theobald zu Pferd, und ritt mit seinen Leuten fort.

Agnes hatte eine große Freude, daß Fräulein Emma einige Tage da blieb. Sie führte das Fräulein auf ihr Zimmer und in den Garten, und zeigte ihr ihren Kleiderkasten, ihre Blumen

und ihre Taube. Beide Mädchen wurden bald herzliche Freundinen — denn auch Emma war ein sehr gutgeartetes, wohlgezogenes Kind.

Nach einigen Tagen kam Ritter Theobald zurück. „Fröhliche Botschaft!“ rief er, als er in das Zimmer trat. „Eure Feinde sind von ihren ungerechten Forderungen abgestanden und aller Streit hat nun ein Ende. Zwar auf meine Reden hätten sie wenig geachtet, so klar ich ihnen auch ihr Unrecht vor Augen legte. Als ich aber jedem, der Euch das kleinste Leid zufügen würde, Krieg ankündete, da gaben sie sich zur Ruhe. Seid nun getrost und gutes Muthes, edle Frau! Kein Fremder wird nun von Euren schönen Feldern ärnten, oder in Euren Waldungen jagen und Holz fällen.“

Die trauernde Frau ward sehr erfreut. Thränen des Dankes glänzten in ihren Augen. „Gott,“ sprach sie, „der treue Beschützer der Wittwen und Waisen, der nichts Gutes unbelohnt läßt, wolle es Euch vergelten, was Ihr an mir und meinem Kinde gethan habt! Er wolle Euch vor

Unglück bewahren, und Euch aus jeder Noth erretten."

Sie machte nun Anstalt, nach Hohenburg zurück zu kehren. Die beiden Fräulein nahmen Abschied, und zerflossen fast in Thränen. Agnes wollte ihrer jungen Freundin ein Andenken geben. Emma hatte öfter den Wunsch geäußert, auch so ein zahmes Täubchen zu haben. Agnes brachte das Täubchen, drückte es an ihre nassen Wangen, und gab es, so lieb sie es auch hatte, ihrer Freundin. Emma wollte es nicht nehmen. Es entstand ein freundschaftlicher Streit. Endlich mußte Emma nachgeben. Agnes schenkte ihr nun überdieß noch den zierlichen Käfig, und empfahl ihr das Täubchen so angelegentlich, wie etwa eine Mutter ihr Kind empfiehlt, das sie fremden Händen anvertraut.

Als Emma fort war, wollte es Agnes fast gereuen, ihr liebes Täubchen verschenkt zu haben. „Lieber hätte ich dem Fräulein meine goldenen Ohrenringe zum Andenken gegeben!" sagte sie zu ihrer Mutter. Allein die Mutter sprach: „Das

magst du ein ander Mal thun, wenn Emma uns wieder besucht. Für jetzt konntest du deiner kleinen Freundin nichts Schicklicheres geben. Ein reicheres Geschenk wäre ihr nicht so angenehm gewesen, und hätte sie vielleicht nur gedemüthiget. Ein Geschenk mit dem, was dir das Liebste war, obwohl es an sich wenig Werth hat, ehrte sie, und war ihr ein Beweis deiner Liebe. Laß es dich also nicht reuen. Sieh, dein guter Vater war bereit, sein Leben daran zu setzen, der bedrängten Wittwe zu helfen. Und so ist es ja schön, daß auch du deine liebste Freude dahin gabst, die betrübte Waise zu erheitern. Wer nicht früh lernt, jedes zeitliche Gut, so lieb es ihm auch sei, für die Menschen zu opfern, wird sie nie wahrhaft lieben. Solche Opfer gehören aber unter die schönsten, die wir Gott darbringen können — und Gott wird dir auch dieses dein Opfer dereinst herrlich belohnen."

III.

Frau Rosalinde lebte mit ihrer Tochter Emma wieder ungestört, getrost und zufrieden in den

Mauern ihres alten Schlosses, das tief in einem waldigten Gebirge lag. Da kamen eines Abends spät zwei Pilger an das Schloßthor, und baten um Nachtherberge. Sie trugen dunkelbraune Pilgerkleider, führten lange Pilgerstäbe in der



Hand, und hatten nach Pilgerart Muschelschalen an ihren Hüten befestigt. Der Thorwärter meldete sie bei Rosalinde an. Die Frau befahl, die zwei Männer in die untere Stube zu führen, und ihnen ein Nachtessen und jedem einen Becher Wein zu reichen. Nach Tische ging sie mit Emma zu ihnen hinab.

Die Pilger erzählten von dem gelobten Lande. Alle Leute im Schlosse hörten ihnen sehr aufmerksam zu. Fräulein Emma aber hatte über die wunderbaren Erzählungen eine gar ungemeine Freude. Thränen floßen über ihre Wangen, und in ihrem kindlichen Herzen regte sich der fromme

Wunsch, jene glücklichen Gegenden auch einmal zu sehen, in denen einst unser Erlöser gewandelt. Sie bedauerte nur, daß dieser Wunsch wohl niemals in Erfüllung gehen werde.

„Liebe Emma," sprach die Mutter, „wir können uns zu jeder Stunde in das gelobte Land begeben, und den Oelberg, den Kalvarienberg und das heilige Grab besuchen; wir dürfen nur fleißig in der Geschichte Jesu lesen. Da begleiten wir den göttlichen Erlöser gleichsam auf jedem seiner wohlthätigen Tritte, wir hören die Worte seines Mundes, wir sehen Ihn leiden, sterben und auferstehen. Wenn wir seine Lehre, sein Beispiel, sein Leiden, seinen Tod und seine Verherrlichung uns recht zu Nutzen machen, so haben wir das gelobte Land in unserm Herzen. Ja die ganze Erde könnte so ein heiliges Land werden."

Die Pilger erkundigten sich hierauf nach der umliegenden Gegend, besonders aber nach dem Schlosse Falkenburg. Sie lobten den Ritter Theobald über alle Massen. „Wenn seine Burg nicht gar zu weit außer unserm Wege läge," sagte der

Aeltere der zwei Pilger, „und wenn ich hoffen könnte, ihn zu Hause zu finden, so ließ ich mich den Umweg nicht verdrießen.“ Rosalinde versicherte ihn, daß ihr Weg nahe an Falkenburg vorbei gehe, und daß Ritter Theobald, der erst vor einem paar Tagen von einem Ritte heim gekommen sei, ohne Zweifel noch zu Hause sein werde. „Nun, das ist mir sehr lieb,“ sagte der Pilger. „Es soll mir eine Herzenslust sein, ihn in seinem Schlosse zu treffen. Ich habe gar Manches mit ihm abzumachen. Morgen in aller Frühe geht es also nach Falkenburg.“

Mutter und Tochter gaben den Pilgern tausend freundliche Begrüßungen an Ritter Theobald, seine Frau und Tochter auf. Emma drückte jedem ein kleines Silberstück in die Hand, das die Mutter ihr zuvor gegeben hatte, und bat beide noch sehr angelegentlich, der Fräulein Agnes zu sagen, das Täublein befinde sich recht wohl. Da die wohlthätige Rittersfrau aus den Gesprächen der Pilger vernommen hatte, daß sie des Weges unkundig seien, so befahl sie noch einem Dienst-

knaben, der in der Stube war, ihnen morgen früh den Weg durch das Gebirg zu zeigen, und wünschte ihnen hierauf gute Nacht.

Am folgenden Morgen reisten die Pilger ab. Der Knabe ging fröhlich mit, und trug ihnen aus Gefälligkeit noch überdieß die beiden Pilgertaschen nach. Die Pilger gaben dem Knaben wenig Acht, und wanderten schweigend ihren Weg, der bald bergab, bald bergauf führte. Als sie wieder einen steilen Berg erstiegen hatten, und der Fußsteig ebener wurde, fingen sie an mit einander italienisch zu reden. Der Knabe, der sie begleitete, war aus Italien. Man nannte ihn in dem Schlosse nur den kleinen Lienhard, obwohl er den Namen Leonardo, wie man ihn in seinem Vaterlande hieß, lieber gehört hätte. Ritter Adalrich hatte ihn, als einen armen Waisenknaben, aus Barmherzigkeit mit nach Deutschland genommen. Obwohl der Knabe vollkommen deutsch gelernt hatte, so verstand er seine Landessprache doch noch sehr gut. Er horchte hoch auf, und wollte den Pilgern eben seine Freude bezeigen,

seine Muttersprache reden zu hören — als ihr Gespräch ihn mit Schrecken und Entsetzen erfüllte.

Er vernahm aus ihren Reden, daß sie keine wahren Pilger seien, sondern sich nur so verkleidet



hatten; daß ihnen diese Gegend gar nicht so fremd sei, als sie vorgegeben; daß sie unter die Räuberbande gehörten, die Ritter Theobald so glücklich bekämpft hatte, und daß sie gegen ihn von Rache glühten; daß sie im Sinne hatten, sich unter dem Scheine der Frömmigkeit in seine Burg einzuschleichen, und ihn um eine Nachtherberge zu bitten; daß sie aber dann in der Nacht aufstehen,

ihn mit Weib und Kind und allen den Seinigen ermorden, und das Schloß plündern und in Brand stecken wollten.

Als sie Falkenburg zwischen zwei waldigen Bergen in bläulicher Ferne liegen sahen, sprach der ältere Räuber, Namens Lupo, zu seinem Spießgesellen Orso: „Das ist also das abscheuliche Drachennest, wo der fürchterliche Mann wohnt, der so viele von unsern Leuten auf das Blutgerüst gebracht hat. Unter den schrecklichsten Martern soll er es mit dem Tode büßen. Wir wollen ihn binden und in den Flammen seiner Burg lebendig verbrennen."

„Das Unternehmen ist aber doch etwas halsbrechend," sagte Orso, der jüngere Räuber. „Wenn es fehl schlüge, so ginge es uns sehr übel. Indeß sind die Schätze, die der Ritter aufhäufte, des Wagestückes wohl werth."

„Ihn zu morden," sprach Lupo voll grimmiger Rachgier, „ist mir eine größere Lust, als alle seine Reichthümer zu erbeuten, wiewohl ich diese

auch nicht verachte. Gelingt uns dieser Streich noch, so sind wir reich genug. Wir geben dann unser Handwerk auf, und wählen eine ruhigere Lebensart. Und da kommt mir eben jetzt ein herrlicher Einfall. Wir suchen uns aus den Kleidern des Ritters die prächtigsten aus und ziehen sie an. Du trägst seine goldene Halskette, und ich sein Ritterkreuz mit edlen Steinen. Dann entfliehen wir in ein fernes Land, wo man uns nicht kennt, gelten dort für große Herren, und lassen uns von den gesammelten Schätzen wohl sein."

„Das wäre alles gut," sagte Orso; „allein, ich weiß nicht, mir ist bei dem Handel doch bange."

„Was bange!" sagte Lupo. „Ist nicht alles gut ausgekundschaftet und verabredet? Haben wir in der Gegend nicht Helfershelfer genug? Sobald wir an dem Fenster der Pilgerstube die drei Lichter anzünden, so kommen uns sieben tapfere, rüstige Kerle zu Hilfe, die schon lange jede Nacht auf dieses Zeichen passen. Diese lassen wir dann durch das kleine Gartenpförtchen, das von innen leicht zu öffnen ist, in den Schloßhof. Einer

darunter kennt alle Gänge, Zimmer und Gewölbe des Schlosses so gut, als sein eigenes Haus. Und Unserer neun werden wir dann wohl mit etlichen schlafenden Menschen fertig werden. Nur gutes Muthes. Es gelingt gewiß."

Dem guten Leonardo schauderte es über diese gräulichen Anschläge. Er ließ sich indessen nichts merken, daß er ihre Sprache verstehe. Er ging hinter ihnen her, pflückte Blumen und Kräuter ab, und pfiff auf einem Blatte ein Liedchen. In seinem Herzen flehte er aber inbrünstig zu Gott, Gott wolle die Anschläge der Bösewichter zu nichte machen. Auch nahm er sich vor, sie bis Falkenburg zu begleiten, und dem Ritter Theobald alles zu entdecken.

Indem die Räuber noch allerlei verabredeten, ihren Anschlag in's Werk zu richten, trat der Aeltere auf dem schmalen Fußsteige fehl, und wäre beinahe in eine Felsenkluft hinab gestürzt. Er blieb jedoch im Fallen an einem Dornbusche hängen. Die Dornen rissen ihm das Pilgergewand auf, und Leonardo sah, daß er unter dem

langen, schwarzbraunen Kleide ein scharlachrothes Wamms und einen blanken, eisernen Brustharnisch trug. Auch entfiel ihm ein scharf geschliffener Dolch. Allein der Knabe that, als hätte er nichts davon gesehen. Der alte Bösewicht steckte den Dolch eilends wieder zu sich, knöpfte das Gewand wieder zu, und blickte den bangen Knaben öfters seitwärts an — mit Augen so scharf wie Adlersaugen.

Jetzt kamen sie an einen fürchterlichen Abgrund, in dessen Tiefe ein Gebirgsstrom brauste, der von langem Regen mächtig angeschwollen war. Zwei buschigte Felsen hingen zu beiden Seiten über den Strom herein, und ein langer schmaler Tannenbaum, der nur auf der obern Seite etwas behauen war, lag darüber hin und diente zum Stege. Der alte Räuber sagte auf italienisch zu seinem Gefährten: „Es könnte doch sein, daß der Bube gemerkt hätte, ich sei bewaffnet, und da könnte er leicht Verdacht geschöpft haben. Ich will ihm, wenn er über den Steg geht, einen Stoß geben, daß er in den Abgrund hinunter stürze. Dann sind wir ganz sicher."

Dem armen Leonardo lief es eiskalt über den Rücken. Er blieb mehrere Schritte von dem gefährlichen Stege stehen, und sagte: „Da getraue ich mir nicht hinüber; mich kommt jetzt schon ein Schwindel an.“

Der alte Räuber sagte aber: „Fürchte dich nicht, Knabe! Komm nur einmal her; ich trage dich hinüber.“ Der alte Bösewicht ging mit ausgestreckten Armen auf Leonardo zu, ihn zu ergreifen. Allein Leonardo wich schreiend und jammernd zurück, und war schon gefaßt, sobald der Räuber ihm zu nahe käme, in das Gebüsch zu entspringen. „Ach,“ rief der zitternde Knabe, „laßt mich doch gehen! Wir könnten ja Beide hinunter stürzen. Und wenn ich auch glücklich hinüber käme, wie komme ich dann wieder herüber? Laßt mich nach Hause. Ihr braucht jetzt keinen Wegweiser mehr. Da ihr den Steg erreicht habt und es nicht mehr gar weit nach Falkenburg ist, so könnet ihr nicht mehr fehlen.“

Der jüngere Räuber schrieb die Angst des Knaben einzig dem schauerlichen Stege zu, vor

dem ihm selbst graute und sagte italienisch: „Ich will mich hinunter stürzen lassen, wenn der einfältige Bube etwas gemerkt hat; und hätte er auch deinen Harnisch und Dolch gesehen — was ists dann? Unsere Sprache versteht er doch nicht, und weiß also nicht, was wir vorhaben. Auch würde man auf sein kindisches Geschwätz wenig achten, oder doch wenig daraus machen. Laß den armen Narren laufen."

„Nun, meinethalben!" sagte der Aeltere. Zu größerer Sicherheit wollen wir aber den Steg abwerfen. Dann dürfte der Bube alles wissen; er könnte unser Unternehmen doch nicht mehr hindern. Dort liegt Falkenburg. Viele Stunden den Strom hinauf und hinab ist keine Brücke. Es ist unmöglich, eine Nachricht herüber zu bringen, bevor wir unser Werk ausgeführt haben."

Die beiden Räuber nahmen ihre Pilgertaschen um, ließen den Knaben stehen und gingen, ohne ihm für die Begleitung zu danken, über den Steg. Als sie hinüber waren, schrie Lupo deutsch herüber: „Knabe, du hast Recht; das ist ein böser Steg!

Er ist von Alter morsch und halb verfault. Da könnte man leicht sein Leben einbüßen. Damit kein Unglück geschehe, wollen wir ihn wegschaffen. Die Leute werden dann schon einen bessern herbei schaffen."

Die Räuber machten den schmalen Balken los; er stürzte mit großem Gepolter in den Abgrund, und der schäumende Fluß riß ihn wüthend mit fort. Sobald die verkappten Pilger hinter einem Felsen, um den sich der Weg krümmte, verschwunden waren, fing Leonardo an zu laufen, was er vermochte, um die bedenkliche Nachricht seiner gnädigen Frau zu überbringen. Denn er wußte sonst weit und breit keinen Menschen, dem er das schauerliche Geheimniß sicher hätte anvertrauen können.



IV.

Frau Rosalinde dachte in ihrem Schlosse Hohenburg an nichts weniger, als an das große

Unglück, das ihrem Beschützer, dem edlen Theobald, drohte. Fräulein Emma, redete nur immer von den schönen Erzählungen der Pilger, und that an ihre Mutter eine Menge Fragen über das gelobte Land. Beide besorgten den Tag hindurch ruhig ihre Geschäfte. Gegen Abend, da die Sonne nicht mehr so heiß schien, und eine liebliche kühle Luft wehte, gingen sie von dem Schloßberge hinab in das Thal, um ihre Aecker zu besehen. Alle Feldfrüchte standen herrlich. Einige Aecker prangten bereits mit gelben Aehren und versprachen eine reichliche Aernte; andere, mit Spätflachs bebaut, waren von der lieblichen Flachsblüthe unvergleichlich schön blau. Mutter und Tochter hatten, da ihnen die Güter gleichsam wieder neu geschenkt waren, eine doppelte Freude daran, und dankten Gott noch einmal so herzlich für seinen reichen Segen.

Da kam Leonardo, der Knabe, der die Pilger begleitet hatte, mit Schweiß bedeckt und fast außer Athem daher gesprungen. „O gnädige Frau," rief er, und schlug die Hände zusammen, „was

ist doch das Schreckliches! Die zwei Männer sind keine Pilger; sondern Räuber und Mörder. Sie wollen den Ritter Theobald mit allen den Seinigen ermorden, und sein Schloß plündern und verbrennen." Der Knabe war so entkräftet, daß er nicht weiter reden konnte. Er sank unter einen Birnbaum hin, der am Wege stand, holte sehr heftig Athem, wurde fast ohnmächtig, und brauchte lange, bis er wieder reden konnte.

Rosalinde und Emma waren über die schreckliche Nachricht fast außer sich. „O Gott im Himmel," rief die Mutter, „was für ein entsetzlicher Anschlag ist dieses! Ach der gute edle Mann — und die vortreffliche Frau!"

„Und die gute Agnes!" rief die zitternde, todtenbleiche Emma. „Ach, wenn sie und ihre Aeltern ermordet werden, so sterbe ich vor Jammer!"

„O Emma," sprach die Mutter, „ach eile doch voraus auf das Schloß! Ich werde mit dem ermatteten Knaben hier so schnell nachkommen, als es möglich ist. Lauf aus allen Kräften, und

ruf' unsere Leute zusammen. Sie sollen aufsitzen und nach Falkenburg eilen, um die guten Menschen zu warnen. Sie sollen reiten, so schnell sie können, und sollten auch die Pferde darüber zu Grunde gehen."

Emma eilte, so leicht und flüchtig, wie eine Gemse, den steilen Berg hinauf und erreichte das Burgthor. Auf ihren Schreckensruf liefen alle Leute im Schlosse erschrocken im Schloßhofe zusammen. Emma erzählte kurz, wie Falkenburg in Gefahr stehe, durch Feuer und Schwert verheert zu werden. Die Umstehenden entsetzten sich, schmähten über die Pilger, und jammerten, als stände ihr eigenes Schloß in Flammen.

Ueber eine Weile kam Rosalinde nach, und trat mit Leonardo, den sie unterwegs über die näheren Umstände befragt hatte, in den Schloßhof. „Was steht ihr müßig und jammert!" rief sie. „Sitzt doch auf — eilet — rettet!"

„Das ist unmöglich, gnädige Frau!" sagte der alte, eisgraue Stallmeister des seligen Ritters.

„Die zwei Schurken haben einen zu großen Vorsprung. Sie sind jetzt keine Stunde mehr von Falkenburg entfernt. Bedenkt doch, wir haben auf dem Fahrwege bei fünfzehn Stunden dahin und es ist bereits Abend. Wie könnte man den weiten, von langem Regen verdorbenen Weg bei dunkler Nacht so schnell zurücklegen? Auf dem besten Pferde getraute ich mir kaum vor Anbruch des Tages nach Falkenburg zu kommen. Unsre alten Ackergäule aber taugen gar nicht zum Reiten, und unsre Kriegsrosse sind ja seit dem Tode des seligen Ritters verkauft. In der ganzen Gegend weit und breit ist kein Roß aufzutreiben, das den Ritt nur zur Häfte aushielt."

Die edle Frau stand da, und rang die Hände. Sie blickte schmerzlich zum Himmel, und Thränen floßen über ihre Wangen. „So ist denn keine Hilfe — als bei Dir, o Gott!" rief sie mit aufgehobenen Hände. „Erbarme denn Du Dich der edlen Menschen, die sich meiner so liebreich erbarmt haben! — O Emma — bete — bete doch, daß Gott das Vorhaben der Bösewichter vereitle!"

Emma faltete die Hände, und betete mit Augen voll Thränen: „Lieber Gott! Hilf ihnen doch, wie sie uns auch geholfen haben.“ Alle Leute im Schloßhofe falteten die Hände und stimmten in ihr Gebet mit ein.

„O ihr lieben Leute,“ fing die Mutter wieder an, „so schwer, ja beinahe unmöglich es sein mag, vor Mitternacht Falkenburg zu erreichen, so versucht es dennoch! Einige Worte könnten aller Leben retten. An einigen Augenblicken ist alles gestanden! Ach, wenn nur Leonardo nicht so ermüdet und von schnellem laufen fast krank wäre! — Er ginge sogleich. Aber du, Martin,“ sagte sie zu einem jungen Knechte, „du hast auch schnelle Füße. Mache du dich auf den Weg. Der Fußweg ist ja wohl um ein Dritttheil näher. Ich schenke dir hundert Goldgulden, wenn du noch zu rechter Zeit zu Falkenburg anlangst.“

„Es ist nicht möglich,“ sagte der Knecht. „Wer wollte in der finstern Nacht die schmalen Fußsteige durch das Gebirg finden, ohne zehnmal in Abgründe zu stürzen!“

„Zudem," sprach Leonardo, „ist der einzige Steg über den Strom abgeworfen. Man müßte Flügel haben, um hinüber zu kommen."

„Flügel!" rief Emma, und ihre Augen glänzten von Freude. „Jetzt fällt mir ein, wie wir eine Botschaft nach Falkenburg schicken können. Ritter Theobald sagte mir, ich müsse mein Täublein anfangs wohl einschließen, sonst würde es sogleich zurück fliegen. So weit es auch sei, sagte er, es finde den Weg sicher. Wir wollen daher der Taube ein kleines Briefchen anhängen, so bringt sie es gewiß bald nach Falkenburg."

„O Gott, Dir sei Dank!" rief die Mutter; „ich denke, Du hast unser Flehen erhört. Emma, diesen Gedanken gab dir dein guter Engel ein!"

Emma sprang sogleich ihr Täubchen zu holen. Die Mutter eilte auf ihr Zimmer und schrieb die Nachricht auf ein kleines Blättchen. Sie rollte das Blättchen fest zusammen, und befestigte es an dem rothen Halsbändchen, mit dem Emma

die Taube geziert hatte. Emma, von ihrer Mutter, dem alten Stallmeister und allen Knechten und Mägden begleitet, trug hierauf die Taube ins Freie hinaus vor das Schloß, und ließ sie fliegen. Die Taube flog hoch empor in die blaue Luft — schwebte eine Zeit hin und her — und nahm dann plötzlich mit eilenden Flügeln ihren Flug Falkenburg zu. Alle Einwohner des Schlosses Hohenburg waren hoch erfreut, und priesen den glücklichen Einfall des Fräuleins. Alle sendeten der Taube tausend gute Wünsche und herzliche Gebete nach. Kein Schiff mit Gold beladen war je unter so heißen Segenswünschen abgesegelt.

Frau Rosalinde und Fräulein Emma waren indeß doch voll ängstlicher Sorgen. „Wird die Taube wohl auch an Ort und Stelle kommen?“ sagte die Mutter. „Wenn sie einem Raubvogel in die Klauen fiele — wenn sie den weiten Flug nicht aushielte und sich verspätete — wenn sie zu Falkenburg nicht bemerkt und nicht eingelassen würde — ach, welch’ ein entsetzliches

Unglück entstände daraus!" Mutter und Tochter setzten sich an das Fenster, das gegen Falkenburg sah. Sie schauten mit sehnlichen Blicken, unter stetem Herzensgebet, in die Gegend. Es war ihnen unbeschreiblich bange. Sie getrauten es sich kaum zu denken — ein Feuerzeichen am Himmel müsse es ihnen verkünden, wenn die Taube mit dem Briefchen nicht richtig eingetroffen wäre. Sie wichen nicht von dem Fenster, und kein Schlaf kam in ihre Augen.

Mitternacht war schon vorbei; ein fürchterlicher Sturmwind brauste durch den Wald; die Gegend von Falkenburg lag im tiefem Dunkel. Jetzt wurde es aber zu ihrem Entsetzen dorthin helle. Sie zitterten beide und beteten. „Ach Gott," rief Emma, „jetzt schlägt die Flamme empor — immer höher und höher! Ach sieh, wie der Sturmwind sie seitwärts beugt!" Mutter und Tochter fielen beinahe in Ohnmacht. Allein — zu ihrer großen Freude — wurden sie bald ihres Irrthums gewahr. Die vermeinte Flamme war die gebogene Spitze des Mondes im letzten Vier-

tel, der in der dunstigen Luft mit feuerfarbenem Glanze aufging und bald, einer Sichel ähnlich, über den fernen Bergen schwebte. Sie blieben am Fenster; sie bemerkten aber durchaus nichts von jener furchtbaren Röthe, die bei einer fernen Feuersbrunst am nächtlichen Himmel erscheint. Endlich brach der Tag an — und mit Freuden und herzlichem Danke gegen Gott begrüßten sie nach überstandener Schreckensnacht das freudliche Morgenroth.

V.

Rosalinde und Emma wußten nun wohl, daß es den Bösewichtern nicht gelungen sei, Falkenburg in die Asche zu legen. Allein sie waren noch immer höchst bekümmert, ob dem edlen Ritter und seinen lieben Angehörigen nichts am Leben geschehen sei. „Ach was gäbe ich um eine gute Nachricht von Falkenburg!" sagte Rosalinde öfter. „All mein Schmuck wäre mir nicht zu viel." „Und ich," sagte Emma, „wollte all mein Schatzgeld mit Freuden dazu legen." Indeß war das, was in der verflossenen Nacht zu Falkenburg vorgegangen war, für sie jetzt noch ein Geheimniß,

und es blieb ihnen nichts anderes übrig, als geduldig auf weitere Nachrichten zu warten. Die Sache war aber so gegangen:

Ritter Theobald, Frau Othilia und Fräulein Agnes hatten sich am vorigen Abende vergnügt und ohne Sorge zu Tische gesetzt. Die Sonne neigte sich bereits zum Untergange. Ihre feurigen Strahlen schienen durch die runden Fensterscheiben, und erleuchteten den alterthümlichen Speisesaal. Da meldete ein Kriegsknecht die zwei Pilger. Der Ritter befahl, sie gut zu bewirthen. „Nach Tisch," sagte er, „will ich sie sprechen. Da sollen sie herauf kommen, und uns von ihrer Pilgerfahrt erzählen. Gebt ihnen indessen einen Krug Wein, damit sie gesprächig werden." Der Knecht ging, und Agnes freute sich schon zum voraus auf die schönen Erzählungen. Ach, keines ahnete welch ein schreckliches Unglück ihnen drohe!

Wie sie nun so fröhlich und traulich beisammen saßen und redeten — rief Agnes auf einmal verwundert: „Je, mein Täublein!" Wirklich war es

mit ausgespannten Flügeln vor dem Fenster, und pickte an die Scheiben, als bäte es, daß man es



herein lassen möchte. Agnes öffnete das Fenster und sogleich flog das Täubchen ihr auf die Schulter, und liebkosete ihr. „Sieh doch, was für ein nettes, rothes Halsbändchen es hat,“ sagte die Mutter; „und da hängt ja gar ein zusammen gerolltes Papier daran — ich glaube gar ein Briefchen. Was die Kinder doch für seltsame Einfälle haben.“

Der Ritter besah das Papier näher — und las die Worte darauf: „Augenblicklich zu lesen.“ „Nun,“ sagte er lächelnd, „das wird große Eile haben!“ Er rollte das Blatt auf, sah hinein — und entfärbte sich. „Gott im Himmel,“ rief er, „was ist das.“ „Was ist's denn?“ riefen Mutter und Tochter erschrocken. Der Ritter las: „Sehr edler Herr! Die zwei Pilger, die heute Abends zu Euch kommen, sind zwei Räuber, von der großen Bande, die ihr besiegt habt. Der

Aeltere heißt Lupo; der Jüngere Orso. Sie tragen Harnische und scharfe Dolche unter ihren Pilgerkleidern. Diese Nacht wollen sie Euch, Eure Frau und Fräulein Agnes, und alle Eure Leute ermorden, Euer Schloß plündern und in Brand stecken. Mit Eurer Ritterkleidung, der goldenen Kette und dem Kreuze von Edelsteinen geschmückt, wollen sie dann noch mehrere Menschen betrügen. Noch sieben Bösewichter in der Gegend warten nur auf das verabredete Zeichen — drei Lichter unter dem Fenster der Pilgerstube — um heimlich in das Schloß zu kommen, und ihnen zu helfen. Die zwei Räuber wollen ihnen das kleine Gartenpförtchen heimlich öffnen und sie herein lassen. Gott gebe, daß die Taube glücklich ankomme, und daß ihr alle gerettet werdet. Euch auf einem andern Wege eine Nachricht zu senden, war unmöglich. Laßt doch augenblicklich durch einen reitenden Boten Eure Rettung melden — Eurer dankbaren Rosalinde."

„O Gott," rief die Mutter gerührt, „wie wunderbar bist Du! Die Taube ist ein Bote des

Himmels, wie einst die Taube des Noe, die den Oelzweig in die Arche brachte. O Agnes, laß uns Gott auf den Knieen danken, wie jene frommen Menschen in der Arche. Er rettet uns eben so wunderbar!“

Auch der Ritter ließ sich auf ein Knie nieder und rief mit gefalteten Händen zum Himmel blickend: „O Gott, Dir sei Dank!“ Er hieß dann seine Gemahlin und seine Tochter in ein anderes Zimmer gehen, warf sich in seinen Harnisch, und befahl einem Paar seiner stärksten Reitersknechte bei der Hand zu sein.

Hierauf ließ er den zwei Pilgern wissen, sie möchten herauf kommen. Mit gar demüthigen Mienen und vielen Verbeugungen traten sie in das Zimmer, und Lupo, der das Wort führte, fing mit süßer, lächelnder Miene und ganz ausnehmender Höflichkeit an: „Edelgestrenger Herr und Ritter! Wir kommen eben geraden Weges von Hohenburg, und sind die Ueberbringer von tausend und abermal tausend freundlichen Begrüßungen. O wie glücklich schätzen wir uns, den

Mann von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, dessen Heldenruhm die Welt erfüllt, den alle Bedrängte, alle Wittwen und Waisen anbeten, und den die fromme Rosalinde, als ihren glorreichen Beschützer, nicht genug loben und preisen konnte! Ach, was das für eine gottselige Frau ist! Sie überhäufte uns Mindeste mit unverdienten Ehren. Und was ihr zartes Töchterlein Emma für ein holdseliges Fräulein ist! Der kleine Engel zerfloß ganz in Thränen, als wir von unsrer andächtigen Pilgerfahrt erzählten. Doch — wir haben Euch und den hoch- und liebwerthesten Eurigen noch Stundenlang von Hohenburg zu erzählen. Für jetzt entledigen wir uns nur noch des Auftrags, Euch zu melden, daß Mutter und Tochter und besonders das artige, allerliebste Täublein sich dermalen noch alle drei im höchsten Wohlsein befinden!“

Ritter Theobald ward durch diese übertriebenen Schmeicheleien, die ihm in der Seele zuwider waren, noch mehr aufgebracht. Indeß hielt er sich noch zurück und fragte sehr ernst, aber ganz

ruhig: „Wer seid ihr?“ „Arme Pilgersleute,“ antworteten sie, kommen aus dem gelobten Lande — ziehen unserer Heimath zu, nach Thüringen, wo wir geboren sind“ „Wie heißt ihr?“ fragte der Ritter weiter. „Ich heiße Hermann,“ sagte Lupo, „und mein junger Vetter da heißt Burkhard;“ „Was wollt ihr auf diesem Schlosse?“ fuhr der Ritter fort. „Nichts als eine Nachtherberge, sagten sie, sich verneigend — morgen mit dem Hahnenruf ziehen wir weiter. O wie werden sich die Unsern freuen, uns wieder zu sehen.“

„Ihr lügt!“ rief jetzt der Ritter mit donnernder Stimme. „Ihr heißt nicht Hermann und Burkhard; sondern du, alter Schurke, heißt Lupo, und du, junger Bösewicht, Orso. Ihr kommt nicht aus dem gelobten Lande, und seid keine Pilger, sondern Räuber, Meuchelmörder und Mordbrenner. Thüringen ist nicht eure Heimath; ihr seid keine Deutschen. Nicht eine Nachtherberge zu suchen, sondern zu morden und zu rauben, zu sengen und zu brennen, seid ihr hieher gekommen. Der Lohn, den eure Thaten verdienen, soll euch werden.

Durch Schwert und Feuer sollt ihr hingerichtet werden. — Was? Ihr solltet Ritterkleidung, Kreuz und Kette von mir tragen? Auf, ihr Knechte, reißt ihnen ihre betrügerische Kleidung ab, damit sie in ihrer wahren Tracht dastehen. Entwaffnet sie, legt sie in Ketten, und werft sie zu unterst in den Thurm."

Die Knechte packten sie, und rissen ihnen die Pilgerkleidung ab. Da standen sie nun geharnischt. „O der abscheulichen Heuchelei," sprach der Ritter, „unter dem Scheine der Frömmigkeit fromme Gemüther so zu betrügen! Dieser Frevel allein verdiente schon den Tod." Sie wurden Beide kreuzweis gefesselt, und in den Thurm geworfen.

Wie sie Beide unten im Thurme lagen, da sagte der Jüngere: „Mich wundert nur, wie der Ritter Alles so haarklein wissen kann. Er weiß ja sogar das, was wir erst unterwegs miteinander verabredeten, daß wir seine Kleidung tragen, und uns künftig für Ritter ausgeben wollten. Sollte der Knabe, der uns begleitete, unsre Sprache dennoch verstanden, und uns verrathen haben?"

„Da müßte er oben bei den Fenstern des Schlosses herein geflogen sein," sagte der Alte. „Ich gab genau Acht, und ließ die Schloßpforte nicht aus dem Auge. Kein Mensch kam über die Zugbrücke, seit wir herein gekommen. Das geht einmal nicht mit rechten Dingen her! Der Ritter hat einen Bund mit der Hölle."

Der alte Bösewicht gerieth so in Wuth, daß er die schrecklichsten Flüche über den Ritter ausstieß. „Dieser grausame Theobald," sagte er unter anderm mit schäumendem Munde, „hat allein die Schuld an unserm ganzen Unglücke." Der verstockte Lupo wollte es nicht einsehen, er selbst habe sich durch seine Uebelthaten unglücklich gemacht.

Orso, der jüngere Räuber, fing aber an zu weinen und zu jammern, und dem Alten Vorwürfe zu machen. „O daß ich deinen falschen Vorspiegelungen nicht geglaubt hätte!" sagte er. „Du versprachst mir ein lustiges Leben in Ehre und Ueberfluß, und jetzt wartet meiner nichts, als der schmählichste Tod. Du wolltest es mir immer ausreden, daß unsere Thaten böse seien,

daß Gott das Böse in jener und oft auch schon in dieser Welt fürchterlich strafe. Allein eine Stimme in meinem Innersten sprach immer ganz anders, und kündete mir die bevorstehende Strafe an. O daß ich dieser Stimme geglaubt hätte! Was helfen mir jetzt alle bereits geraubten Schätze? Hätte ich mich von der schlechtesten Arbeit, von Holzspalten oder Karrenschieben, redlich und ehrlich genährt, und dabei ein gutes Gewissen bewahrt, wie glücklich wäre ich im Vergleich mit meinem jetzigen Zustand! Aber nun hat die Hand des höchsten Richters, der die geheimsten Missethaten sieht und straft, mich ergriffen, und in dieß schauerliche Gefängniß herunter gestürzt. In dieser Welt ists mit mir vorbei. O daß ich doch in jener Welt noch Gnade finden möge! Daß ich doch wenigstens andern jungen Leuten zum warnenden Beispiele dienen möge — damit sie nicht auch von der Begierde nach Reichthum und Wollust sich zu Sünde und Laster verführen lassen, und sich nicht auch in einen solchen Abgrund von Elend stürzen, wie ich!"

Die Kriegsknechte im Schlosse hatten indeß auf Befehl des Ritters noch ein anderes Geschäft zu besorgen. Sie stellten, sobald es dunkel geworden, und die Sterne am nächtlichen Himmel glänzten, drei brennende Kerzen unter das Fenster der Stube, die gewöhnlich den Pilgern und andern ehrbaren Wanderern zum Uebernachten angewiesen wurde. Hierauf begab der Thorwärter, auf dessen Klugheit der Ritter rechnen konnte, sich mit sieben Kriegsknechten in den Schloßhof, und lauerte an dem kleinen Pförtchen der Mauer, bis die Räuber kämen. Er wartete lange vergebens. Die Mitternachtsstunde war vorüber. Der Mond ging auf und erhellte bereits die Zinne des alten Schloßthurms. Die Knechte waren darüber voll Verdruß. „Jetzt ist all unsere Mühe umsonst,“ sagten sie; „die Schurken werden uns sogleich erkennen und entfliehen.“

„Mir fällt ein Mittel ein,“ sprach der Thorwärter, „sie sicher herein zu locken.“ Er ging eilig, kam aber sogleich wieder zurück. Er hatte eines der Pilgerkleider angezogen und einen Mu-

schelhut aufgesetzt. „So,“ sprach er, „werden sie mich nicht erkennen;“ „ihr aber stellt euch dort hinter den Pfeiler der Mauer, damit sie euch nicht sogleich sehen.“ Sie warteten aufs Neue mit Ungeduld.

Endlich klopfte etwas leise außen an dem Thürlein. Der Thorwärter machte leise auf. Ein Räuber stand unter dem Pförtchen, sah ihn in der Verkleidung für seinen Spießgesellen an, und sprach mit heimlicher Stimme: „Kommen wir recht?“ „Gerade recht!“ sagte der Thorwärter eben so heimlich; „seid nur stille, und kommt Alle herein!“

Alle sieben schlichen, einer nach dem andern, auf den Zehen herein. Sie trugen Schwefel und Pechkränze bei sich, und jeder hatte ein Schwert umgegürtet. Als der letzte herein war, schloß der Thorwärter das Thürlein, steckte den Schlüssel zu sich, und schrie laut: „Jetzt gilts!“

Plötzlich sprangen die Knechte herbei, fielen über die Räuber her, und jeder packte seinen

Mann. Im nämlichen Augenblicke kam der Ritter, in voller Rüstung und von mehreren Knechten mit brennenden Fackeln und blitzenden Schwertern begleitet, in den Schloßhof. Die dämmernde Mondnacht glich auf einmal dem hellen Tage. Die Räuber waren vor Schrecken fast des Todes. Sie hatten nicht einmal Zeit gefunden, das Schwert zu ziehen. Mit leichter Mühe wurden sie überwältigt, in Ketten gelegt, und in das Gefängniß geworfen, um den Lohn ihrer Missethaten zu empfangen.

„So," sagte der Ritter, „geht es jedem, der Böses thut, und wer immer seinem Nächsten eine Grube gräbt, der stürzt am Ende selbst hinein."

VI.

Zu Hohenburg warteten Frau Rosalinde und Fräulein Emma noch immer sehnlich und nicht ohne bange Besorgnisse auf einen Boten von Falkenburg. Emma lief in einer Stunde wohl zehnmal die steinernen Staffeln der Wendelstiege hinauf zu dem Thurmwächter, um selbst zu sehen, ob der Bote denn noch nicht komme — und sie

sah sich fast die Augen aus. Als Mittag vorüber war, und sich noch kein Reitender blicken ließ, empfanden Mutter und Tochter aufs Neue eine große Herzensangst, und jede Stunde kam ihnen so lange vor, daß sie das Ende derselben kaum zu erleben glaubten. Endlich gegen Abend, da Emma wieder oben auf dem Thurme war, kam auf dem kleinen Sträßchen, das zum Schlosse führte, ein Wagen von mehreren Reitern begleitet aus dem Walde hervor. Emma flog die Wendeltreppe herab, und rief ihrer Mutter voll Entzückens zu: „Sie kommen selbst!" „Sie sind's gewiß!" Mutter und Tochter eilten sogleich den Schloßberg hinab, und gingen ihnen eine Strecke Weges entgegen.

Ritter Theobald, seine Gemahlin und Tochter, hatten sich schon lange vor Anbruch des Tages auf die Reise gemacht, die Freudennachricht von ihrer glücklichen Errettung selbst zu überbringen, und mündlich zu danken. Ritter Theobald sprang, sobald er Rosalinde und Emma erblickte, vom Pferde — und Frau Othilia und Agnes stiegen

aus dem Wagen, grüßten sie auf das freundlichste, und dankten ihnen mit einer Herzlichkeit, die nicht auszusprechen ist. Alle waren hoch erfreut, und gingen unter wechselweisen Erkundigungen und Erzählungen den Schloßberg miteinander zu Fuß hinauf.

Der Abend ihres glücklichen Wiedersehens nach einer so großen Gefahr wurde mit einer Freudenmahlzeit gefeiert. Alle waren höchst vergnügt, und sprachen beständig von dieser Geschichte. Auch Leonardo, der bei Tische aufwartete, mußte jedes Wort erzählen, das die Räuber mit einander gesprochen hatten. Er that es sehr gerne. Besonders ausführlich erzählte er, wie der jüngere Räuber dort an jenem Abgrunde für ihn gebeten habe, ihn nicht hinab zu werfen. „Deßhalb," sagte Leonardo, „möchte ich für den unglücklichen Menschen jetzt auch fürbitten. Da er doch mildere Gesinnungen zeigte, so dürfte er doch auch mit einer mildern Strafe davon kommen." Alle gaben hierin dem guten Knaben Recht.

Am Ende der Mahlzeit ergriff Ritter Theobald den silbernen Becher und rief: „Es lebe

Fräulein Emma! Ihrem glücklichen Einfall, das Täublein zum Briefboten zu machen, haben wir Falkenburger es zu danken, daß wir nicht unter dem Schutte der abgebrannten Burg begraben liegen."

„O nein," sagte die bescheidene Emma erröthend, „die Freundlichkeit, mit der Agnes sich des armen Täubleins erbarmte, und die Güte, mit der sie es dann mir schenkte, waren die ersten Ursachen dieser glücklichen Begebenheit. Ihr gebührt die Ehre."

„Gottlob," sprach Rosalinde, „daß wir Aeltern mit euch beiden Kindern zufrieden sein dürfen. Indeß werdet nur nicht stolz darauf, ihr Mädchen! Denn seht, der arme Waisenknabe Leonardo hier, der voll dankbarer Liebe zu unsern Wohlthätern sich außer Athem und fast zu Tode gelaufen, hat ohne Vergleich mehr gethan, als ihr."

„Wahrhaftig," sprach Ritter Theobald, „Ihr habt Recht!" Er füllte seinen silbernen Becher mit Wein, trank erst ein wenig, reichte ihn dann dem Knaben, und sagte: „Da, trink einmal auf unser

Wohl! Du mußt mir einst ein Edelknappe werden; denn dein treues Herz adelt dich, und gibt dir den gültigsten Anspruch darauf."

Othilia sprach: „Auch dem guten, menschenfreundlichen Adalrich, Rosalindens seligem Eheherrn, gebührt noch eine dankbare Thräne! Denn hätte er den armen Knaben nicht voll Erbarmens mit sich auf sein Schloß genommen — wie stände es jetzt mit uns?"

„Es ist wahr," sagte Rosalinde, Emmas Mutter, „die Wohlthat, die mein seliger Adalrich dem armen Waisenknaben erwies, ward uns durch Eure Rettung, die uns so herzlich freut, als wäre sie uns selbst widerfahren, hundertfältig vergolten. Allein hat Ritter Theobald weniger edel an mir und meiner Emma hier, die auch eine vaterlose Waise ist, gehandelt? Seine Huld, mit der er uns aufnahm, und uns gegen unsere Feinde schützte, konnte nicht unbelohnt bleiben. Ihn, der uns gerettet, rettete Gott wieder. Eben so hat Er, der treue Vergelter alles Guten, der gütigen Othilia und der freundlichen Agnes ihre Liebe gegen uns vergolten. Ihm sei Lob und Dank!"

„Ja," beschloß der Ritter, „Gott gebührt — wie allemal, so auch hier — der erste Dank! Er hat gnädig auf uns herab gesehen, und hat durch ein schuldloses Täublein große und mächtige Dinge an uns gethan. Ihm sei unendlicher Dank! Indeß wollen wir auch gegen edle Menschen nicht undankbar sein! Was mein Schwert nicht vermocht hätte — meine eigene Burg gegen List und Trug vor dem Untergange zu schützen — das führte Fräulein Emma mit Hilfe eines Täubleins aus. Auch Frauen, ja Kinder vermögen viel Gutes zu stiften, wenn sie eines guten Willens sind — und von ganzem Herzen auf den Herrn vertrauen, wie Rosalinde und Emma. Und da Fräulein Emma einst Besitzerin dieses Schlosses wird, und in ihrem kindlichen Alter, ohne Schwert, dem Reiche eine Grenzfeste erhalten hat, so werde ich darauf antragen, daß ihr der Kaiser gestatte, eine weiße Taube mit einem grünen Oelzweige in ihrem Wappen zu führen."

Othilia sagte: „Das hast du sehr gut ausgedacht, und mußt es zu Stande bringen. In-

dessen möchte auch ich der lieben Emma eine kleine Freude machen.“ Sie winkte ihrer Tochter. Agnes ging hinaus — und über eine kleine Weile flog das Täubchen herein. Agnes hatte es in einem Körblein mitgebracht, allein ihrer kleinen Freundin bisher nichts davon gesagt. Das Täubchen setzte sich nun auf Emmas ausgestreckte Hand. Zu Emmas freudigem Erstaunen hatte es einen goldenen Oelzweig mit goldenen Blättchen im Schnabel. Othilia aber sagte: „Der goldene Oelzweig, das schöne Sinnbild der Rettung aus Gefahren, sei Euch, liebe Emma, ein kleines Zeichen unserer Dankbarkeit. Meine selige Mutter gab ihn mir einmal zum Geschenk, und ich trug ihn ehemals als eine Haarnadel, wozu er auch bestimmt ist. Die fromme Mutter sagte mir, als sie mir den Oelzweig gab, einen Reim, der durch diese Geschichte sehr schön erfüllt ward, und so lautet:

Laßt felsenfest uns auf den Herrn vertrauen,
Auf Ihn gleich Jenen in der Arche bauen —
So sendet zu der Zeit der Noth
Uns sichre Hilf' — der liebe Gott!“

Das verlorne Kind.

I.

Die arme Fischerin Theodore lebte in einer einsamen Hütte des Waldes, nicht weit von dem Ufer der Donau. Ihr Mann war vor Kurzem in der schönsten Blüthe seines Lebens gestorben. Ihr einziger Trost in ihrem frühen Wittwenstande war ihr einziges Kind, ein holder, schöner Knabe von etwa fünf Jahren, der August hieß. Ihn fromm und gut zu erziehen, war ihre größte Angelegenheit; ihm die väterliche Hütte mit dem Fischerrechte zu erhalten, ihre beständige Sorge. Den Fischfang hatte sie für jetzt freilich aufgeben müssen, und die Fischergeräthe ihres seligen Mannes, die ungebraucht an der Wand hingen, und sein Fischerkahn, der umgestürzt neben

der Hütte ruhte, waren ihr ein schmerzlicher Anblick. Indeß verdiente sie immer Einiges mit Netzstricken, worin sie sehr geschickt war, und oft um Mitternacht, wann der kleine August längst schlief, arbeitete sie noch unermüdet für ihn.

Der Kleine hatte aber auch keinen andern Sinn und Gedanken, als seiner Mutter Freude zu machen. Die gute Mutter weinte bei jeder Gelegenheit, die sie an ihren seligen Mann erinnerte, und August war immer darauf bedacht, sie nach seiner Art zu trösten. Einige Tage nach dem Tode ihres geliebten Mannes kam ihr Bruder, ein Fischer aus dem nächsten Dorfe, in die Stube, und brachte ihr einen Fisch zum Geschenke. Theodore betrachtete den schönen Spiegelkarpfen, und fing an zu weinen. „Ach,“ sagte sie, „ich hätte nicht gedacht, daß noch einmal ein so schöner Fisch in meine Hütte kommen sollte!“ Da sprach der kleine August: „Weine nicht, Mutter; wenn ich einmal groß bin, fange ich dir Fische genug.“ Die trauernde Mutter lächelte wieder und sagte: „Ja, August, ich hoffe, du sollst

einmal der Trost meines Alters sein. Werde ein so guter, rechtschaffener Mann, wie es dein Vater war, und ich werde dann die glücklichste Mutter sein."

Einmal an einem schönen Herbsttage strickte Theodore vom frühen Morgen an sehr emsig an einem großen Netze, mit dem sie heute fertig zu werden dachte. August sammelte indessen im Walde umher Buchnüsse, aus denen die Mutter wollte Oel pressen lassen, um in den langen Winternächten bei ihrer Netzstrickerei ein wohlfeiles Oellicht zu haben. Der kleine August freute sich allemal herzlich, wenn er sein kleines, länglicht tiefes Armkörblein der Mutter wieder, aufgehäuft voll Buchfrüchte, bringen konnte. Die Mutter lobte ihn dann allemal, um ihn noch mehr zum Fleiße zu ermuntern und ihn früh zu einem arbeitsamen Leben zu gewöhnen. Jetzt wurde es aber bald Mittag, und der Kleine war hungrig und müde. Endlich läutete man in dem nächsten Dörflein die Mittagsglocke, und die Mutter rief zum Essen. Sie hatte das kleine Mittagsmahl, eine Schüssel in Milch gebrocktes Brod, unter

den schönen Buchbaum herausgebracht, der nicht weit von der Hütte auf einem freien, grünen Platze des Waldes stand.

Nachdem die Schüssel geleert war, sagte die Mutter zu August: „Nun leg dich hier in den Schatten des Baumes nieder und schlafe ein wenig.



Ich gehe indeß an meine Arbeit, und komme dann zu rechter Zeit schon wieder, dich zu wecken. So, schlaf wohl!“ rief sie, indem sie noch einmal umblickte, und dann mit dem leeren Geschirre in die Hütte ging. Sie sah über eine Weile

wieder nach. Der Kleine war auf dem grünen Rasen eingeschlafen; sein lockigtes Köpfchen ruhte auf dem einen Arme und mit dem andern umschlang er das niedliche Körblein. Er lächelte im Schlafe, und sein Angesicht und die rothe Wange war von dem wankenden Buchlaube lieblich beschattet.

Sie eilte wieder zu ihrem Netze, und strickte eifrig fort, bis es vollends fertig war. Ueber der Arbeit waren ihr ein paar Stunden wie ein paar Augenblicke verflossen. Sie wollte nun den kleinen August wecken; allein sie fand ihn nicht mehr unter dem Baume. „Das fleißige Kind ist mit seinem Körblein schon wieder bei der Arbeit!“ sagte sie freudig. Ach, sie ahnete nicht, was für ein Jammer auf sie warte! Sie ging wieder, und breitete das Netz auf dem grünen Rasen aus. Sie fand hie und da noch etwas daran auszubessern. So verfloß wieder eine gute Weile. Als aber der Knabe mit seinem Körblein noch immer nicht kam, wurde sie um ihn besorgt. Sie suchte ihn im ganzen Walde, der etwa eine Stunde lang und eine halbe Stunde breit war;

allein nirgends fand sie ihn. Sie rief wohl hundertmal: „August! August!“ Allein sie vernahm keine Antwort.

Es wurde ihr nun sehr bange; sie fühlte eine wahre Todesangst. „Sollte er,“ sprach sie, „meiner Warnung, die ich ihm so oft, so ernstlich wiederholte, vergessen und sich an das Wasser gewagt haben!“ Sie zitterte schon bei dem Gedanken, und lief an den Fluß. Auch da ward sie nichts von ihm gewahr. Nun eilte sie weinend und wehklagend in das Dorf. Eine Menge Leute versammelten sich um die jammernde Mutter. Alle hatten Mitleid mit ihr; besonders ihr Bruder. Kein Mensch aber wußte etwas von dem Kinde. Indeß beschloß die ganze Schaar einmüthig, das Kind zu suchen. Einige begaben sich in den Wald, Andere in die umliegende Gegend, wieder Andere an den Fluß, den Knaben aufzusuchen. Die Nacht brach ein, und nirgends hatte man eine Spur von ihm erblickt.

„Wenn er in der Donau ertrunken ist,“ sagte einer der Fischer aus dem Dorfe, „so finden wir

die Leiche gewiß. Wir kennen ja den Zug des Wassers. Dort unten auf dem Kiesgrunde, wo der große Weidenbaum steht, wirft es ihn sicher wieder aus."

Die Mutter schauderte über diese Rede zusammen, kehrte trostlos in ihre Hütte zurück, und durchwachte und durchweinte da einsam die Nacht. Sobald sich die Morgenhelle zeigte, eilte sie an den Fluß, die Leiche ihres geliebten Kindes vielleicht dort zu finden. Ja, mehrere Tage, mehrere Wochen ging sie alle Morgen und Abende mit erschrockenem Herzen dahin, und wanderte jammernd am Strome bald aufwärts, bald abwärts. Die Fischer, die in der Morgendämmerung auf dem Flusse an ihr Tagwerk fuhren, oder am späten Abende davon zurück kehrten, sahen sie oft so wandeln und die Hände mehrmals zum Himmel erheben, und wurden Alle herzlich betrübt.

So verging eine geraume Zeit. Die Leiche kam nicht zum Vorschein; die Mutter sah und hörte nichts mehr von dem Kinde. Sie war immer unaussprechlich betrübt. „In so kurzer

Zeit," sprach sie, „meinen so guten Mann und mein so liebes Kind zu verlieren — ach, das ist zu hart! Wenn ich nicht dächte, Gott habe es so geschehen lassen, ich müßte verzweifeln." Sie machte sich oft selbst die bittersten Vorwürfe. „Ich hätte besser auf das Kind Acht geben sollen;" rief sie weinend und die Hände ringend. „O ihr Mütter," sagte sie zu den Weibern des Dorfes, die sie trösten wollten, „spiegelt euch an mir, und seid vorsichtiger!"

Die arme Theodore sah vor Kummer nach und nach so blaß aus, wie eine Leiche, und schwand dahin, wie ein Schatten. Als sie in ihrer schwarzen Kleidung, die sie noch ihres verstorbenen Mannes wegen trug, einige Wochen nach Verlust des Kindes, am Sonntage in die Kirche kam, sagten die Leute zu einander: „Die arme Dore! Sie folgt ihrem Manne und Kinde gewiß bald nach in das Grab!"

Der Pfarrer des Dorfes, ein sehr würdiger Greis, der an den Schicksalen seiner Pfarrkinder den herzlichsten Antheil nahm, hatte sie schon einige

Male in ihrer Hütte besucht, und sie getröstet. Allein als er sie dieses Mal in der Kirche sah, war ihm ihr blasses, tiefbetrübtes Angesicht recht aufgefallen. Er ließ sie nach dem Gottesdienste rufen. Als sie in das Zimmer trat, saß der gute Greis, seine schneeweißen Haare mit einem schwarzen Sammetkäppchen bedeckt, an seinem Pulte und schrieb eben etwas in das Pfarrbuch ein. Er grüßte sie freundlich und sagte: „Wartet nur ein klein wenig, ich bin den Augenblick fertig.“ Theodore betrachtete indeß ein kleines Gemälde, das in einem runden, schön vergoldeten Rähmchen an der Wand hing. Sie wurde davon sehr gerührt, und die Thränen floßen ihr über die Wangen.

„Nun,“ sprach der Pfarrer, indem er die Feder ausspritzte und aufstand, „gefällt Euch das Bild?“ „Ach ja,“ sagte Theodore; „es ist sehr anmuthig. Mir kommt das Weinen, indem ich es ansehe.“

„Wißt Ihr auch, wen es vorstellt?“ fragte der Pfarrer weiter. „O ja wohl,“ sagte Theodore, „es ist ein Muttergottesbild. Ich habe die schmerzvolle Mutter, wie sie den Tod ihres lie-

benen Sohnes beweint, noch nie so schön gemalt gesehen."

„Nun," sprach der Pfarrer, „eben sie ist das schönste und das trostreichste Beispiel für Euch. Betrachtet deßhalb dieses ihr Bildniß nur recht! Seht, das Schwert in ihrer Brust ist ein Sinnbild des tiefsten Schmerzens, der ihr bei dem blutigen Tode ihres göttlichen Sohnes, nach Simeons Weissagung, gleichsam das Herz durchbohrte. Ihre Augen voll Thränen, die sie, so wie die fest zusammen gepreßten Hände, zum Himmel erhebt, zeigen von ihrer Andacht und von ihrem Vertrauen auf Gott. Die goldenen Strahlen aber, die um ihr Haupt glänzen, bedeuten ihre Verherrlichung im Himmel, zu der sie durch ihre Geduld im Leiden und ihre Ergebung in den göttlichen Willen gelangte."

„Gute Theodore!" fuhr er fort, „Ihr habt viel verloren — Euren Mann und Euer Kind! Ein zweischneidiges Schwert hat auch Euer Herz durchbohrt. Allein blickt, wie Maria, zum Himmel auf! Ergebt Euch in Gottes Willen! Vertraut

auf Ihn! Betet um Trost, um Kraft von Oben. Ihr wißt ja, Maria stand aufrecht unter dem Kreuze. Der Glaube, mit dem sie bei der Freudenbotschaft des Engels sprach: Sieh, ich bin die Magd des Herrn; mir geschehe nach seinem Willen! — erfüllte auch jetzt, in ihrer tiefsten Trauer, ihr Herz und ließ sie nicht sinken. Nur der Glaube, daß Gott Alles recht mache, daß gerade dieß, was Er geschehen läßt, das Allerbeste sei, kann auch Euch aufrecht halten, daß Ihr dem Schmerzen nicht unterliegt. Vergeßt daher das schöne große Ziel aller unserer Leiden nicht. Die Leiden dieser Zeit sind nicht werth der Herrlichkeit, die an uns soll offenbar werden. Durch Leiden wird die Tugend vollendet; bald vorüber gehende Leiden führen zu ewigen Freuden. Selbst Christus mußte durch Leiden in seine Herrlichkeit eingehen; auf diesem Wege folgte Ihm Maria — und so gibt es auch für uns keinen andern Weg zum Himmel."

Theodore hörte ihm sehr gerührt zu, und fand an dem schönen Bilde ein großes Wohl-

gefallen. Sie konnte es nicht genug betrachten. „Ich will dem Beispiele der schmerzvollen Mutter folgen,“ sagte sie; „ich will zum Himmel aufblicken — beten — glauben — und mit ihr sagen: „Herr, dein Wille geschehe.“

„Gut,“ sagte der Pfarrer; „das ist recht, das freut mich!“ Dem edlen Manne war nichts zu kostbar, eine trauernde Seele zu trösten. Er nahm das schöne Bildniß von der Wand, gab es der armen Fischerin und sprach: „Damit Ihr Euren schönen Vorsatz nicht vergesset und ihn halten möget, so nehmt das Bild mit nach Hause. Ich schenke es Euch. Wenn Euch das Herz wieder zu bluten anfängt und Ihr darinnen gleichsam das zweischneidige Schwert fühlet, so werft einen Blick auf das Bild — erneuert Euren Vorsatz — und die Wunde wird mit Gottes Hilfe nach und nach heilen, und droben im Himmel wartet dann Eurer auch eine herrliche Krone.“

Theodore folgte der Ermahnung des guten Pfarrers, und ihr Schmerz wurde um Vieles milder. Nur wenn sie an dem Baume vorbei

kam, unter dem sie ihren August das letzte Mal gesehen hatte, ging ihr allemal ein Stich in das Herz. Da kam ihr denn einmal der Gedanke, eine Vertiefung in den Baumstamm hinein zu schneiden, und das schöne Bild hinein zu setzen. „Der Baum," sagte sie, „macht mich immer aufs Neue traurig; dann aber werde ich hier auch immer neuen Trost finden." — „Ach," seufzte sie, „andere Mütter setzen ihren verstorbenen Kindern auf dem Gottesacker ein kleines Denkmal; der Baum mag dann das Denkmal meines lieben Augusts sein."



Sie sagte dem guten, alten Pfarrer von ihrem Einfalle, und er hatte nichts dagegen. „Wenn Euch das Trost bringt," sagte er, „so thut es immerhin." Sie schnitt nun mit vieler Mühe eine runde Vertiefung, etwa so groß wie eine Fensterscheibe, in den Baumstamm, fügte das Bild hinein — und

wenn sie nun an dem Baume vorbei kam und ihr das Herz schwer wurde, blickte sie auf das schöne Bild, sagte: „Auch ich will eine Dienstmagd des Herrn sein, wie Maria; auch mir geschehe nach seinem Willen!“ — und ihr ward allemal wieder leichter um das Herz.

II.

Indessen die trauernde Mutter ihren lieben August als todt beweinte, hatte der kleine, wenige Monate mehr als fünfjährige Knabe einen Weg von mehr als hundert Stunden zurück gelegt, war in der großen Kaiserstadt Wien angekommen, lebte da frisch und gesund in einem prächtigen Hause, das einem Palaste glich, war so schön und zierlich gekleidet, als wäre er von adeliger Geburt, und wurde — was noch mehr war, als Alles dieses — auf das sorgfältigste erzogen, und von den besten Lehrern in allem Guten und Nützlichen unterrichtet. Diese wunderbare Veränderung ergab sich auf eine sehr einfache Art.

Nachdem August dort unter der Buche erwacht war, und sich die Augen ausgerieben hatte,

suchte er sogleich wieder im Walde nach Buchnüssen, und hatte sein Körblein bald wieder über die Hälfte gefüllt. Allein jetzt traf er lange keinen Buchbaum mehr an, und kam zuletzt, auf der Seite gegen den Fluß hin, aus dem Walde heraus. Da lag ein großes Schiff an dem Ufer. Das Schiff hatte hier nur angelegt, um noch auf einige Reisende zu warten, die mitfahren wollten. Die Schiffsgesellschaft, die aus mehreren, theils reichen, theils armen Familien bestand, war an das Land gestiegen. Die Aeltern gingen auf dem schönen grünen Rasen am Ufer auf und ab, sich eine kleine Bewegung zu machen; ihre Kinder suchten indessen auf einem Kiesplatze am Wasser bunte Steinchen. Die Kinder erblickten den kleinen August, kamen herbei, und guckten, was er in seinem Weidenkörblein habe. Die netten, braunen Buchfrüchte, die sie noch nicht kannten, gefielen ihnen. „Das sind sonderbare Baumfrüchte,“ sagte die kleine Antonie, ein liebliches Kind, etwas jünger als August, und zierlich wie ein Fräulein gekleidet. „Solche kleine dreieckige Kastanien habe ich noch nie gesehen.“ „Nein,“ sagte August,

„das sind keine so seltsamen Dinger, wie du meinest; das sind Büchelein und man kann sie essen.“ Er theilte mit vollen Händchen den Kindern davon aus, und es entstand ein großer Jubel unter ihnen. So viele fröhliche Kinder beisammen zu finden, machte dem guten August die größte Freude. Dieses Glück war ihm gar noch nie begegnet; denn nur selten hatte er ein Kind aus dem Dorfe zu sehen bekommen. Er gesellte sich zu den Kindern, und sie theilten mit ihm, was sie eben hatten, Birnen und Pflaumen.

August war nun sehr begierig, das Schiff näher zu besehen. Es war das erste große Schiff, das er in der Nähe erblickte. Das schwimmende Haus darauf, größer als seine Hütte, kam ihm sehr wunderbar vor. Die Kinder nahmen ihn mit in das Schiff. Antonie führte ihn in das tapezierte Zimmer, das für die vornehmere Reisegesellschaft bestimmt war. „Ei,“ rief August erstaunt, „in dem Hause ist eine schönere Stube, als bei mir daheim!“ Antonie und seine übrigen neuen Gespielen zeigten ihm nun ihre Spielsachen.

August war über den Anblick all der Herrlichkeiten entzückt, und dachte nicht mehr an das Heimgehen. Indessen stieß das Schiff, ohne daß August in der Schiffsstube etwas davon merkte, vom Lande, und schwamm majestätisch den Strom hinab.

Niemand auf dem Schiffe hatte dem Knaben eine sonderliche Acht gegeben. Die Reisenden, die sich schon früher auf dem Schiffe befanden, glaubten, er gehöre den Leuten, die erst neu angekommen waren; die Neuangekommenen aber meinten, er gehöre zur frühern Reisegesellschaft. Erst gegen Abend, als August anfing laut zu weinen und zu seiner Mutter verlangte, bemerkten die Leute, daß sich ein fremdes Kind auf dem Schiffe befinde. Sie erstaunten nicht wenig, und es entstand kein geringer Aufruhr auf dem Schiffe. Einige jammerten und bedauerten Mutter und Kind; andere lachten über den ungebetenen, kleinen Reisegesellschafter; die Schiffsknechte aber zankten und drohten, den Knaben in das Wasser zu werfen.

Jetzt kam der Schiffer herbei, und nahm den Knaben in das Verhör. „Sag' einmal, Kleiner,"

fing der ernste, dicke Mann an, „aus welcher Stadt oder aus welchem Dorfe bist du?“ „Ich bin aus keiner Stadt und aus keinem Dorfe!“ sagte August. „Das ist seltsam,“ sprach der Schiffer, „irgendwo wirst du doch zu Hause sein.“ „Mein Haus,“ antwortete August, „steht im Walde, nicht weit vom Dorfe.“ „Nun gut,“ sprach der Schiffer, „wie heißt aber das Dorf?“ „Ha,“ sagte August, „das Dorf heißt halt — das Dorf. Meine Mutter nannte es nie anders. Jetzt läutet man im Dorfe zu Mittag, sagte sie, oder Morgen geh' ich mit dir in das Dorf und kaufe Brod.“ „Wie heißen denn deine Aeltern?“ fragte der Schiffer verdrießlich. „Mein Vater,“ antwortete August, „ist schon gestorben, und meine Mutter heißt man die Fischersdore.“ „Also, Theodore heißt sie mit dem Vornamen,“ sprach der Schiffer; „wie heißt sie aber mit dem Zunamen?“ „Sie hat keinen andern Namen, als Dore,“ sagte der Kleine; „sie hat auch oft gesagt, man dürfe den Leuten keine andere Namen geben; denn das seien Schimpfnamen.“ Der Schiffer sah wohl, von dem unerfahrnen Kinde, das noch nicht einmal

einen Begriff von einem Zunamen hatte, sei wenig Auskunft zu erhalten. Er wurde sehr unwillig und rief: „Ich wollte, der Kukuk hätte dich wo anders hingeführt, als auf mein Schiff.“ Der gute Kleine, dem noch die Augen voll Thränen standen, antwortete ganz treuherzig und ohne alles Arg: „Der Kukuk hat mich nicht hieher geführt. Ich habe ihn gar noch nie gesehen; aber im Frühlinge habe ich ihn öfters gehört.“

Alle im Schiffe lachten; der Schiffer aber war in großer Verlegenheit. Denn zum Unglücke floß hier die Donau eben durch eine unbewohnte, waldige Gegend, und weit und breit sah man keinen Ort. Späterhin, da die Sonne bereits untergegangen war, erblickte man endlich einen fernen Kirchthurm. Der Schiffer wollte das Kind dorthin bringen, damit man es der Mutter zurückstelle. Allein Herr Wahl, Antoniens Vater, gab dieses nicht zu. Er war ein reicher Kaufmann, der mehrere Kisten voll Geld und Kostbarkeiten mit sich führte, und sich, so wie die übrigen Leute auf dem Schiffe, vor dem Feinde

flüchtete; denn damals wurde Deutschland eben von dem dreißigjährigen Kriege verheert.

„Ich wünsche zwar herzlich," sprach Herr Wahl, „daß die bekümmerte Mutter ihr liebes Kind unverzüglich wieder zurück erhalte. Allein in diesem Augenblicke kann dieses nun einmal nicht sein! Der Feind ist im Anzuge und nähert sich dem Donaustrom; ein Aufenthalt von einigen Stunden würde uns der Gefahr aussetzen, dem Feinde in die Hände zu fallen, und alles das Unsrige zu verlieren. Fahrt in Gottes Namen weiter."

Herr Wahl, der sehr in Sorgen war, bestand sogar darauf, die Schiffer sollten, weil der Vollmond eben aufging, die ganze Nacht hindurch fahren. Sie sagten, das sei gegen ihren Gebrauch. Allein, da er dem Schiffer und den Schiffsknechten viel Geld versprach, so willigten sie endlich ein, und fuhren bei dem hellen, klaren Mondscheine die ganze Nacht hindurch.

Als die Sonne aufging, kam man an einem kleinen Dorfe vorbei, das nahe am Flusse lag.

Der Schiffer ersuchte nun die Bauern, das Kind zu übernehmen, sich in jener Gegend, aus der es her war, nach dem Wohnorte und der Mutter desselben zu erkundigen, es der Mutter zu übergeben, und so an Mutter und Kind ein Werk der Barmherzigkeit zu thun. Allein die Bauern sagten: „Wer weiß, wem das Kind gehört; es könnte leicht geschehen, daß wir es nicht mehr los würden und es auferziehen müßten. Wir haben bei diesen harten Zeiten der Armen ohnehin mehr als genug. Wir wollen uns keine neue Last aufbürden."

Bald darauf erblickte man wieder ein Dorf, zur andern Seite des Stromes, das nicht weit vom Ufer entfernt und sehr groß und ansehnlich war. Der Schiffer wollte nun zu dem Beamten oder Pfarrer gehen, um das Kind anzubringen. Er befahl daher, an das Land zu fahren. Allein mit einem Mal rief Herr Wahl: „Horcht! — Hört ihr den Donner der Kanonen? Der Feind ist uns nahe. Wir dürfen keinen Augenblick verweilen. Vorwärts — vorwärts — mit dem

Schiffe!" Der Schiffer fürchtete, das Kind möchte am Ende gar ihm bleiben, und widersprach dem Herrn Wahl. Bald wäre ein heftiger Streit entstanden. Allein Frau Wahl, die gar eine gute, sanfte Frau war, trat in das Mittel. Sie sagte mit der ihr ganz eigenen Freundlichkeit leise zu ihrem Manne: „Wir wollen den schönen, holden Knaben annehmen; so thun wir ein gutes Werk und aller Streit hat ein Ende." Dieser Vorschlag gefiel dem Herrn Wahl sehr wohl, und er rief sogleich laut: „Fahrt zu! Ich nehme das Kind an, und werde weiter für dasselbe sorgen!" Damit war der Schiffer vollkommen zufrieden, und Alle auf dem Schiffe lobten den edelmüthigen Entschluß des Herrn Wahl.

Das Schiff kam glücklich in Wien an. Herr Wahl kaufte sich hier ein schönes, großes Haus, und setzte seine Handelsgeschäfte fort. Er ließ seine einzige Tochter Antonie von sehr vortrefflichen Hauslehrern unterrichten, und August durfte an den Lehrstunden Theil nehmen. Der Kleine, so unwissend er noch war, zeigte einen ganz unge-

meinen Verstand, und machte im Lernen in kurzer Zeit solche Fortschritte, daß Jedermann darüber erstaunte. Dabei war er so bescheiden und folgsam, so gefällig und freundlich, so von Herzen fromm, daß Herr Wahl und seine Frau ihn wie ihr eigenes Kind liebten. Die Gefühle der Gottesfurcht, deren Keim seine Mutter zuerst in seinem Herzen belebt hatte, wurden nun immer lebhafter und kräftiger.

Herr Wahl bemerkte mit Vergnügen, daß August große Lust zur Handlung zeige. Er verschaffte ihm Gelegenheit, sich alle einem Kaufmanne nöthigen Vorkenntnisse zu erwerben, und nahm ihn dann zu sich auf sein Arbeitszimmer. August leistete hier bald die trefflichsten Dienste, und ehe er noch das zwanzigste Jahr erreichte, war er schon im Stande, die wichtigsten Aufträge seines Pflegevaters glücklich zu vollziehen. Herr Wahl erweiterte seine Geschäfte immer mehr; er übernahm große Lieferungen zur Armee, und gewann, wiewohl er sich nie einen unrechtmäßigen Gewinn erlaubte, dennoch sehr große Summen.

Er sah es wohl ein, wie viel er der Geschicklichkeit, dem unermüdeten Fleiße und der unverbrüchlichen Redlichkeit seines Pflegesohnes zu danken habe, und war darauf bedacht, ihn zu belohnen. Die kleine Antonie war indeß zur liebenswürdigen Jungfrau herangeblüht; sie war an Geist und Herzen ohne Tadel, und ein rechtes Bild der Unschuld und Schönheit. Herr Wahl gab sie dem edlen August zur Ehe. Nach geendigtem Kriege erhob der Kaiser den Herrn Wahl und dessen Schwiegersohn August, da Beide ihm gleich große Dienste geleistet hatten, unter dem Namen „eines Herrn von Wahlheim“ in den Adelstand.

Augusts Schwiegerältern konnten sich des langersehnten Friedens wenige Jahre mehr erfreuen. Sie starben bald nach einander mit dem Troste, ihre Tochter vollkommen glücklich zu sehen.

August gab nun seine Handelsgeschäfte auf, und beschloß in Bayern oder Schwaben sich einen der Edelsitze zu kaufen, die durch den Krieg verwüstet worden, und zu wohlfeilen Preisen zu bekommen waren. Es wurden ihm mehrere ange-

tragen. Er machte eine Reise dahin, nahm sie in Augenschein und wählte das schöne Rittergut Neukirch, das ihm ganz besonders gefallen hatte. Er traf sogleich Anstalt, damit das schöne, aber sehr vergangene Schloß bald wieder hergestellt wurde, und reisete dann ab, seine Frau und seine zwei Kinder abzuholen.

Als Antonie an der Seite ihres Gemahles auf ihrem neuen Landsitze ankam, und überall noch die Spuren des Elends erblickte, das der Krieg angerichtet hatte, wurde sie sehr betrübt. Denn mehrere Häuser des Dorfes waren Schutthaufen, andere drohten den Einsturz, und ganze Strecken von Aeckern lagen unangebaut. „Ach, die armen, armen Leute," sagte Antonie mit Thränen in den Augen; „wir müssen ihnen helfen!" August freute sich, daß seine Gemahlin eben so gesinnt war, wie er, und that nun Alles, der allgemeinen Noth zu steuern. Er gab Bauholz her und streckte Geld zum Bauen vor; er kaufte Samengetreide und Vieh ein, und theilte es unentgeldlich aus. August und Antonie sahen

ihr Schloß bald wieder von wohlgebauten Häusern und reichen Kornfeldern umgeben. Die Bauern konnten ihren neuen Gutsherrn nicht genug preisen, und kamen, ihm zu danken. Er aber sagte: „Gott hat mich aus einem armen Knaben zu einem reichen Manne gemacht, und mich in Allem wunderbar gesegnet. Es wäre Undank, wenn ich von diesem Segen Andern nicht mittheilen wollte. Ich freue mich, etwas zu Eurem Glücke beitragen zu können. Es gibt kein größeres Glück, als Andere glücklich zu machen."

III.

Während August von Wahlheim ein reicher vornehmer Herr geworden war, hatte seine Mutter, die gute Theodore, manches harte Schicksal erfahren, und ein sehr armes, jedoch bei ihrer Ergebenheit in Gottes Willen sehr zufriedenes Leben geführt.

Bald nachdem sie den kleinen August dort im Walde verloren hatte, zog sich der Krieg auch in jene Gegend der Donau, wo sie wohnte, und

feindliche Soldaten besetzten mit einem Male den Wald. Theodore verließ ihre einsame Hütte, und flüchtete in das Dorf, zu ihrem Bruder, dem Besitzer des väterlichen Hauses. Allein auch hier war für sie kein Bleiben.



Das Dorf wurde während eines Treffens beinahe ganz in die Asche gelegt, und die meisten Einwohner zerstreuten sich. Auch Theodorens väterliches Haus war abgebrannt. Ihr Bruder suchte irgendwo als Fischerknecht unterzukommen; Theodore aber zog zu ihrer Schwester, die wohl fünfzehn Stunden weit entfernt war. Die Schwester nahm sie sehr freundlich auf; sie hatte viele Kinder, und Theodore half ihr dieselben erziehen. Beide Schwestern lebten zusammen in Frieden und Eintracht, und erleichterten einander das Leiden, das der Krieg über Beide gebracht hatte. Nach vielen Jahren erhielten sie aus ihrer Heimath einen Brief von dem Bruder. Er schrieb ihnen, daß seine Haus=

frau gestorben sei, daß seine zwei Töchter während des Krieges sich auswärts verheirathet hätten, und daß Theodore zu ihm kommen und ihm das Hauswesen führen möchte. Theodore kehrte daher wieder zurück in ihre Heimath.

Sie war kaum in dem Dorfe angekommen, so begab sie sich in den Wald, und suchte den Buchbaum mit dem schönen Bilde auf, das sie bei ihrer eiligen Flucht nicht hatte mitnehmen können. Aber, lieber Himmel, wie war da Alles verändert! Der Weg, der einst zu ihrer Hütte führte, war nicht mehr zu erkennen; er war mit hohem Grase und dichten Gesträuchen bedeckt. Wo ehemals nur niedriges Gesträuch aufwuchs, erhoben sich nun hohe Bäume mit weit ausgebreiteten Aesten; viele alte, große Bäume hingegen, die Theodore ehemals wohl gekannt hatte, waren verschwunden. Von ihrer armen, hölzernen Hütte war schon lange keine Spur mehr zu sehen; sogar den Platz, auf dem sie ehemals gestanden, wußte sie nicht mehr sicher zu finden. Alles umher war ein dichter, fast undurchdringlicher Wald.

Theodore bemühte sich lange vergebens, den Baum aufzufinden, unter dem sie ehemals so viel geweint hatte. Sie drang durch Dornen und Dickicht, und betrachtete jeden Buchbaum genau. „Wenn ich das schöne Bild auch nicht mehr finde," dachte sie, „so muß die leere Oeffnung mir doch den Baum kenntlich machen, an dem sich ehemals das Bild befand."

„Macht Euch keine vergebliche Mühe, gute Mutter," sagte ein alter Mann, der im Walde dürres Reisholz sammelte. „Der Baum steht schon lange nicht mehr. Wie es uns bei unserer Zurückkunft in das Dorf ging, so geht es uns auch hier im Walde. Menschen, die wir als Kinder zurückließen, sind erwachsen; die damals erwachsen waren, sind nun alte Leute, und die alten Leute jener Zeit sind fast alle fort. Der junge Nachwuchs verdrängt die alten Bäume. Alles in der Welt geht schnell vorüber — Menschen noch schneller als Bäume. Wir haben dahier keine bleibende Stätte — und wollen nach jener trachten, die uns dort oben bereitet ist." Der abge-

lebte Greis ging weiter — und Theodore gab die Hoffnung, den Baum zu finden, gänzlich auf.

Herr von Wahlheim wohnte mehrere Stunden von hier; allein der Wald, so wie das Dorf, worin Theodore jetzt wohnte, gehörten zu der Herrschaft, die er gekauft hatte. Eines Tages kam er nun in den Wald, den Leuten des Dorfes Holz für den Winter auszutheilen. Da die Waldungen sehr verwildert waren, und mancher überständige Baum darin stand, so wollte er bei der Vertheilung selbst zugegen sein, damit das Holz mit Nutzen geschlagen würde. Auch wollte er sich mit eigenen Augen überzeugen, daß jeder Dürftige seinen Antheil richtig bekomme. Er hatte die Hausväter dahin bestellt, und schenkte bald diesem, bald jenem einen Baum. Theodore war anstatt ihres Bruders gekommen. Der Ordnung gemäß, nach der Herr von Wahlheim die Bäume vertheilte, traf der Baum, an dem er jetzt stand, ihren Bruder. Sie trat näher und sagte, der gnädige Herr wolle verzeihen, daß ihr Bruder nicht selbst komme; er sei krank und könne

das Bett nicht verlassen. Herr von Wahlheim dachte nichts weniger, als daß die alternde, dürftig gekleidete Frau seine Mutter sei; eben so wenig fiel ihr es ein, der gnädige Herr, der schön und blühend wie das Leben, in einem feinen lichtbraunen Kleide, mit einem Diamantringe am Finger, vor ihr stand, sei ihr Sohn. Er hatte, ohne sie zu kennen, herzliches Mitleid mit ihr, und schenkte ihr den Baum.

Der Förster machte Einwendungen. „Für die große, schöne Buche ist es Schade," sagte er. „Espen und Birken sind für die armen Leute gut genug. Das Buchenholz sollte für die gnädige Herrschaft und die herrschaftlichen Diener aufgespart werden." Der Herr von Wahlheim sah den Förster ernsthaft an, und sprach: „Nicht blos das Schlechte, was wir verschmähen, müssen wir den Armen geben; auch das Beste sollen wir, besonders zur Zeit der Noth, mit ihnen theilen. Der Baum gehört hiemit der Schwester des kranken Mannes, und überdieß noch soll der Baum auf meine Kosten gefällt, das Holz zu Klaftern ge-

macht, und den armen Geschwistern vor die Thüre geführt werden. Legt nur sogleich jetzt Hand an, ihr Holzhauer, bevor ihr mein Holz spaltet."

Er eilte weiter, ihr den Dank zu ersparen. Theodore sah ihm mit Thränen in den Augen nach und sagte: „Gott segne den guten Herrn!" und ging dann ihres Weges.

Jetzt wären Mutter und Sohn, die sich in diesem Walde vor sechsundzwanzig Jahren das letzte Mal gesehen hatten und sich in diesem Augenblicke, ohne einander zu erkennen, hier wiedersahen, wohl aufs Neue und vielleicht auf immer von einander getrennt worden — hätte Gottes heilige Vorsehung es nicht schöner und besser gefügt.

Zwei Holzhauer legten unverzüglich die Axt an den Baum — er stürzte mit großem Gekrache zu Boden — und die Männer schrien erstaunt auf: „Ein Wunder — ein wahres Wunder!" Der Baumstamm war unten, wo er etwas morsch war, im Fallen zerbrochen; ein Stück von der Rinde war losgesprungen, und die Männer er-

blickten in dem Baumstamm mit Einem Male das Bild, das Theodore so lange vergeblich gesucht hatte. Die Farben des lieblichen Bildes waren noch vollkommen frisch und lebhaft, und die kleine goldene Rahme schimmerte im Glanze der Sonne, als wäre das Bild von hellen Strahlen umgeben. Die Holzhauer waren junge Männer, und wußten nichts von der alten Geschichte mit dem Bilde. „Das übersteigt unsern Verstand,“ sagten sie zu einander, „wie das schöne Muttergottesbild in den Baum hineingekommen Man sah doch außen an dem Baume keine Oeffnung; er war ganz mit Rinde umgeben und mit Moos bewachsen, wie die übrigen alternden Bäume des Waldes. Es ist etwas ganz Unerhörtes; es ist ein offenbares Wunder.“

Auf den Lärmen, den die Männer machten, kam Herr von Wahlheim herbei, der kaum zweihundert Schritte davon noch mit Musterung der Bäume und Austheilung des Holzes beschäftigt war. Er nahm das Bild in die Hand und betrachtete es. „Wirklich,“ sprach er, „es ist sehr

schön; ich möchte fast sagen, ein Meisterstück! Das blasse, wehmüthige Angesicht und der rührende Blick zum Himmel sind unvergleichlich; auch das sanftrothe Gewand und der Faltenwurf des dunkelblauen Mantels sind vortrefflich gemalt. Indeß ist es leicht zu begreifen, wie das schöne Bild in den Baum kam. Irgend ein frommer Mensch schnitt eine Vertiefung in den Stamm, und that es hinein. Die Rinde ist dann nach und nach, wie es bei diesen Bäumen zu geschehen pflegt, wieder darüber hergewachsen, und hat das Bild so in den Baum eingeschlossen."

Allein plötzlich erblaßte Herr von Wahlheim; seine Hand, mit der er das Bild hielt, fing heftig an zu zittern. „Ja," sagte er, „das ist höchst wunderbar!" Er mußte sich auf den Stock des abgehauenen Baumes niedersetzen, um nicht umzusinken. Denn er hatte das Bild umgewendet und auf der Rückseite die Worte gelesen: „Im Jahre nach Christi Geburt 1632, den 10. October, sah ich hier unter diesem Baume meinen einzigen Sohn August, seines Al-

ters fünf Jahre, drei Monat das letzte Mal. Gott sei mit ihm, wo er auch sei, und tröste, wie er einst Maria unter dem Kreuze getröstet hat, mich — die betrübte Mutter, Theodore Sommer."

Wie ein Blitz schoß ihm der Gedanke durch den Sinn: „Dieses verlorne Kind war ich; Namen, Jahr und Tag treffen genau zu; dieses Bild kam durch meine Mutter hieher."

Indem er dieses bei sich dachte, eilte seine Mutter herbei. Sie hatte in dem Walde noch auf eine Nachbarin, mit der sie nach Hause gehen



wollte, gewartet, und die Nachricht von dem gefundenen Bilde, die sich sogleich durch den ganzen

Wald verbreitete, mit Erstaunen vernommen. „Ach, gnädiger Herr," rief sie, „das Bild ist mein; ich bitte Sie, geben Sie mir es. Sehen Sie, es steht noch mein Namen darauf; der selige Herr Pfarrer, den ich darum bat, hat ihn darauf geschrieben. Auf mein Verlangen hat er auch die übrigen Worte beigefügt." „Ach," sagte sie weinend, indem sie den umgestürzten Baum betrachtete, „so ist also dieses die Buche, unter der mein August das letzte Mal noch so süß und sanft geschlafen hat, bevor er mir genommen wurde! Wie oft ging ich, seit ich von meiner Flucht zurück kam, an dem Baume vorbei, ohne ihn zu kennen! O mein August, so sehe ich doch den Platz noch einmal, wo dich meine Augen zum letzten Male erblickten! Ach dich — dich — sehe ich doch in diesem Leben nicht mehr! Mir ist es, als stünde ich an deinem Grabe!" Sie konnte vor Weinen nicht mehr reden.

Herr von Wahlheim, den schon der Namen seiner Mutter auf dem Bilde sehr erschüttert hatte, kam fast außer sich, in der armen Frau seine

Mutter nun selbst zu erblicken. Das Herz brannte ihm; er wollte schon aufspringen und sie mit dem Ausruf: „Mutter!“ in seine Arme schließen. Allein er faßte sich noch; es fiel ihm noch zu rechter Zeit ein, die plötzliche Freude könnte seine Mutter tödten. Er nahm sie freundlich bei der Hand, trocknete ihr mit seinem weißen Taschentuche die Thränen ab, sprach ihr Trost ein, und brachte ihr nach und nach bei, ihr Sohn lebe noch, er kenne ihn wohl, sie werde ihn sicher wieder sehen. Nach diesen und ähnlichen Vorbereitungen sprach er endlich das Wort aus: „Ich bin Euer verlorner August!“ Die Mutter sank ihm mit dem einzigen Rufe: „Du!“ an die Brust und konnte vor Entzücken kein Wort weiter sprechen. Beide hielten sich lange stillschweigend umarmt. Alle Umstehenden weinten und schluchzten.

„Liebste Mutter,“ sagte Herr von Wahlheim endlich, „Gott hat Euren Wunsch für mich, den Ihr auf das Bild schreiben ließet, erfüllt! Er war mit mir, wo ich immer war und hat mich

in Allem reichlich gesegnet. Er hat aber auch den Wunsch, den Ihr für Euch selbst thatet, eben so treulich in Erfüllung gebracht. Er hat Euch getröstet, wie er Maria tröstete, hat Euren Sohn Euch gleichsam von den Todten wieder gegeben, und ihn Euch in diesem Leben noch lebend vor Augen gestellt. Er hat uns unter diesem Baume von einander getrennt, und an eben der Stelle uns wieder zusammen geführt. Er hat das Bild in dem Baume sicher und treulich aufbewahrt, und es im rechten Augenblicke wieder zum Vorschein kommen lassen — damit wir uns unbezweifelt wieder erkennen möchten. Er hat sich auch an uns als Denjenigen geoffenbaret, der alle Dinge zu unserm Besten leitet."

„Ja," sagte die Mutter, „das hat Er! Er hat dich mir genommen, weil ich dich aus zu zärtlicher Liebe vielleicht nicht gut erzogen hätte! Er hat dich mir wieder gegeben — um mein Helfer in der Noth, ja für die ganze Gegend umher ein tröstender und hilfreicher Engel zu sein. Alles, was Er thut, ist Weisheit und Liebe.

Sein Name sei gepriesen.“ Alle Umstehenden stimmten mit ein und lobten Gott laut.

Herr von Wahlheim befahl nun dem Förster, er solle dem Bruder der Theodore sagen, sie werde erst morgen nach Hause kommen und dann ihren Sohn mitbringen. Theodore ersuchte ihre Nachbarin, den Kranken indessen gut zu verpflegen. Hierauf ließ Herr von Wahlheim seine Kutsche kommen, half seiner Mutter einsteigen, setzte sich neben sie und fuhr mit ihr zurück auf sein Schloß. Hier warteten neue Freuden auf die gute Theodore. Es war ihr bange, in ihrer geringen Kleidung vor ihrer Schwiegertochter, der gnädigen Frau, zu erscheinen. Allein Antonie war zu edel, auf so etwas zu sehen. Sie ging mit offenen Armen auf sie zu, begrüßte sie auf das freundlichste, und schätzte sich glücklich, die Mutter ihres geliebten Gemahls kennen zu lernen. Theodore weinte vor Freuden. Als ihr aber überdieß noch ihre zwei Enkel, Ferdinand und Marie, vorgestellt wurden, beide hold und schön, und fromm und gut wie die Engel, so verging sie fast vor Freude und

Entzücken. „Unaussprechlich,“ sagte sie, „war ehemals meine Traurigkeit; aber meine Freude ist jetzt doch noch viel größer. Ich kann nichts als weinen — anbeten — und Gott danken. Guter Gott, da Du schon auf dieser Welt die Leiden so in Freuden zu verwandeln weißt, wie wird es erst bei Dir im Himmel sein! Ja dort wartet gewiß eine überschwängliche Seligkeit auf uns.“

Am folgenden Morgen ließ Herr von Wahlheim seine Kutsche anspannen, und besuchte mit seiner Mutter ihren kranken Bruder. Theodore blieb bei ihrem Bruder, bis er wieder gesund war, und zog dann auf immer in das Schloß. Denn August und Antonie wollten sie durchaus bei sich haben. Für Theodorens Bruder, so wie für deren Schwester, wurde indessen auf das liebreichste gesorgt. Herr von Wahlheim und seine Gemahlin waren zu vernünftig und zu gut, als daß sie ihrer armen Verwandten sich hätten schämen sollen. Vielmehr luden sie einmal alle, Aeltern, Kinder und Enkel, auf Einen Tag ein, und gaben ihnen ein Freudenfest, bei dem Mutter

Theodore die erste Stelle einnehmen mußte. Die guten Leute waren über die Güte und Freundlichkeit, mit der sie bewirthet wurden, entzückt und fast immer standen ihnen die Freudenthränen in den Augen.

August und Antonie erkundigten sich bei dieser Gelegenheit nach den Umständen eines Jeden genau, und ließen mit großmüthiger, aber keineswegs unüberlegter Güte einem Jeden diejenige Unterstützung angedeihen, die zu dessen standesmäßigem, bürgerlichen Fortkommen in der Welt nöthig war.

Das kleine Gemälde hatte Herr von Wahlheim an der schicklichsten Stelle des Wohnzimmers aufgehängt. „Es soll uns," sagte er, „eine stete Ermunterung zum Vertrauen und zur Dankbarkeit gegen Gott sein. Der unaussprechlich schöne Blick, mit dem Maria hier in dem Bilde zum Himmel aufblickt, soll uns noch oft zum Himmel erheben. Denn was kann uns bei allen Gefahren und Leiden dieses Lebens mehr vor Sünde bewahren, zum Guten erwecken und im Leiden trösten — als ein frommer Blick zum Himmel?"



Theodore die erste Stelle einnehmen mußte. Die guten Leute waren über die Güte und Freundlichkeit, mit der sie bewirthet wurden, entzückt und fast immer standen ihnen die Freudenthränen in den Augen.

August und Antonie erkundigten sich bei dieser Gelegenheit nach den Umständen eines Jeden genau, und ließen mit großmüthiger, aber keineswegs unüberlegter Güte einem Jeden diejenige Unterstützung angedeihen, die zu dessen standesmäßigem, bürgerlichen Fortkommen in der Welt nöthig war.

Das kleine Gemälde hatte Herr von Wahlheim an der schicklichsten Stelle des Wohnzimmers aufgehängt. „Es soll uns," sagte er, „eine stete Ermunterung zum Vertrauen und zur Dankbarkeit gegen Gott sein. Der unaussprechlich schöne Blick, mit dem Maria hier in dem Bilde zum Himmel aufblickt, soll uns noch oft zum Himmel erheben. Denn was kann uns bei allen Gefahren und Leiden dieses Lebens mehr vor Sünde bewahren, zum Guten erwecken und im Leiden trösten — als ein frommer Blick zum Himmel?"

Schmid, Christoph <<von>>,

Illustrirte Ausgabe der kleinen Erzählungen Mit Stahlstichen u. feinen Holzschnitten

Bd.: 6

Regensburg 1864